This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ
2089
08.10

uc 2089.08.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

MP

Führer ins Leben

Berthold Otto

Kindesmundart

PAUL KOEHLER
BUCHHANDLER U. ANTIQUAR
LEIPZIG C 1

Führer ins Leben:

Band 1

Führer ins Leben

Eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend

Herausgegeben von Wilhelmine Mohr

Berlin W. 30
Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag

Berthold Otto

Kindesmundart

Berlin 1908
Modern-Pädagogiſcher und Pſychologiſcher Verlag

Edu 2089.08.10

HARVARD COLLEGE
SEP 7 1929
LIBRARY

Ward Fund

Alle Rechte vorbehalten

Published Juni 30 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Modern-Pädagogischer u. Psychologischer Verlag, Berlin W. 30

Ein Wort zum „Führer ins Leben“ und zur „Kindermundart“.

Ein „Führer in's Leben“. Jedes einzelne Bändchen wird dieſem Titel durch Behandlung von Fragen, die noch mehr oder minder der Löſung harren, gerecht zu werden verſuchen.

Mit dem „Führer in's Leben“ iſt ein Zentralorgan geſchaffen, in dem nicht allein der Berufserzieher alle drängenden Fragen einer im beſten Sinne modernen Jugendkultur erörtert findet, ſondern aus dem auch der Laie holen kann, was ihm grade von der Jugendſache am Herzen liegt.

Aus dieſem Doppelzweck einer im Grunde einheitlichen Idee ergab ſich nun auch die Frage, ob etwa die Einzelbändchen der Serie durch eine gemeinſame Richtungslinie zu verbinden — was ja wohl im eigentlichen Sinne pädagogiſch genannt werden könnte — oder ob jeder Themenbehandlung freie Bahn zu geben ſei. Für das letzte entſchieden zwei Momente: Der „Führer ins Leben“ ſollte keine Abonnentenſchrift werden. Es durfte alſo dem Leſer eines Bändchens kein Vor- oder Nachglied fehlen, ohne das

die Einzelerſcheinung für ihn in gewiſſem Sinne wertlos wurde. Der Fülle der Themen gegenüber aber mußte ſich auch die Überzeugung aufdrängen, daß an einem verbindenden Grundgedanken die Individualität jedes einzelnen Autors ſcheitern müßte.

Das geht allenfalls noch in einem Sammelwerke, in dem jeder Artikel kleineren Umfanges iſt, und auch da iſt die Idee, wenn ſie nicht rein äußerlich in der Titelfolge auftreten ſoll, nicht nur trügeriſch, ſondern auch hemmend. So viele Geiſter, ſo viele Individualitäten, ſo viele feine Nüanzierungen der Sachlichkeit und der Liebe für das Werk. Individuelles Wiſſen und Liebe für die Jugend, das ſind die Leitlinien des „Führers ins Leben". — Ihnen ſoll jedes einzelne Bändchen, unbekümmert ſeines Vor- und ſeines Nachfolgers, genügen.

Individuelles Wiſſen und Liebe für die Jugend.

Es wird viel von Liebe geſprochen und von Liebe — gedruckt im Jahrhundert des Kindes. Dem aufmerkſamen Beobachter wird nicht entgehen, daß dieſe gewiß nicht geheuchelte Liebe mehr der Kind-Erforſchung, als dem Kind-Individuum gilt. Wie ſo viele für die Menſchheit glühen, und dem Einzelnen gegenüber verſagen. Das Kind als Gattung hält jetzt die Welt in Atem, aber das Kind als Individuum darbt noch vielfach in ſeinem Geiſtes- und in ſeinem Körperrecht.

Von einem nun, der das Kind-Individuum liebt, ſtammt die vorliegende Schrift über „Kindermundart": Berthold Otto, deſſen Hauslehrerſchule in Gr.-Lichterfelde

von Professor Ludwig Gurlitt die „seltsamste" Schule der Welt genannt wurde. Seltsam, denn die Schüler dieser Schule sind zugleich auch die eigenen Lehrer. Und Berthold Otto lernt selber mit. Denn die Kinder haben unbeschränktes Fragerecht. Fragen der Kinder heischen Hilfe. Und ihnen so zu helfen, „*wie sie es selber wünschen*," das ist Berthold Ottos ganzes *pädagogisches* System. Und das ist der Menschengüte eigentlicher Kern.

Wie er *das* erkannt hat, da war ihm der Weg zur „Kindermundart" offen. Und rief ihn, wie den Künstler zum Werk.

Wie der Körper des Kindes wächst, ohne daß man sich erkühnt, in die *Gesetze* seines Wachstums einzugreifen, so bildet sich die Sprache des Kindes nach unverrückbaren Gesetzen seines Geistes und seiner Seele.

Das Kind ist kein Erbe, sondern ein Neuschöpfer der Sprache. Das zeigt sich am besten darin, daß das Kind all das, was es wirklich versteht, auch irgendwie gestalten kann.

Hier kommt Otto den Theorien entgegen, die empfehlen, das Kind Erinnerungsbilder nach dem Gehörten, Gelesenen, Geschauten zeichnen zu lassen. Ein jedes Kind gibt das Gleiche in ganz anderen Bildern wieder, also *selbstschaffend*.

Wie ein Kind gerade spricht, so ist seine Sprache am richtigsten. Das Kind verstehen wollen, heißt zu ihm kommen, in sein eigen Lebensreich, oder wie Jesu es so wundervoll ausgesprochen hat: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Otto bestreitet die landläufige Annahme, daß das Verständnis des Kindes weit über sein Sprachvermögen hinausgeht. Eine Annahme, die bequem ist und den Erwachsenen ein Eindringen in die Kindesseele erspart.

Wenn Kinder nicht verstehen. Wenn der Erwachsene sich ehrlich das eingesteht. Wenn er dann versucht, *seine* Sprache und *seine* Vorstellung nach der Vorstellung des Kindes zu formen, so muß er zur Kindermundart gelangen. „Und in naher Zukunft wird sich niemand Pädagoge nennen dürfen, der nicht die Kindermundart beherrscht."

Welches Lebensrecht hat denn das Kind, wenn nicht das Recht auf seine Sprache? Und meint man denn, daß die Sprache des Kindes etwas ihm Zufälliges ist? Sieht man, fühlt man denn nicht, daß sie immer der Vorstellung entspricht, die das Kind gerade hat? Und daß mit der Vorstellung und dem Worte der ganze Körper des Kindes, im Krampfe fast, mitspricht?

Das Kind gestaltet. Und die Kindermundart ist seine Gestaltungsform. Nimmt man ihm diese, so nimmt man ihm alles. Man schlägt das Lebendige einfach tot.

Und mit demselben Literatur-Sprachendünkel schlägt man das Schöpferische nicht allein im Kinde tot. Nein, die Sprache des „Gebildeten" ist die Schranke zwischen ihm und noch vielen anderen „einfachen Leuten", die nicht akademisch gebildet sind.

Der *Mensch* und der *Psychologe* Otto — die wissenschaftliche Würdigung ziemt der Herausgeberin nicht

— haben vor allem den Weg zur Kindermundart gefunden. Unter welchem Ringen, das erzählt er selber schlicht und eindringlich in diesen Blättern.

Nur auf eins sei noch hingewiesen.

In einem Kindesalter, in dem die Menschen gewöhnlich schon ein intellektuelles Verständnis, des noch nicht sprechenden Kindes z. B., annehmen, nimmt Otto nur eine Wirkung des Wortklanges, des Musikalischen der Sprechsprache an. Darin liegt also das durch die Schriftsprache nicht Wiederzugebende, das eigentliche Fließende, Harmonische der Sprechsprache, so wie sie aus jedem Munde, aus jeder Familie, jedem Dorfe und jedem Lande klingt. Also auch da selbst-schöpferisch, im Klang der Sprache. Und wir kommen so zum Genuß der Klangfarbe, des eigentlichen Tones, des Musikalischen in jedes Menschen Sprache. Und wenn wir durch die Literatursprache, als der eigentlichen Blüte der Sprache, nicht zu weit von diesem Wege gedrängt worden wären, so hätten wir eine Blüte der Sprechsprache. Ein viel tiefer greifendes Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch. Und wir trügen nicht nur von den Wenigen der engsten Familie, oft auch von diesen nicht, einen wohlbekannten, „trauten" Klang im Ohr. Wie es heute liegt, empfinden wir oft die Sprache des anderen, vielleicht Ortsfremden, als etwas uns Feindliches, zumindest als etwas, dem wir überlegen sind.

So gelangt man mit Otto, von der Kindermundart zum Sprachganzen und von dem Kinde zum Menschheitganzen.

Darum auch ſchreibt Otto ein Ichbuch. Denn er, der das Ichrecht ſchon des kleinſten Kindes achtet — verlangt er doch Erfahrung und Verſtändnis des Pädagogen für jedes Kindesalter, er kann das eigene Ich von dem Ich dieſes Kindes — nicht trennen. Sie verſchmelzen bei ihm in eins. Und wenn er „Ich" ſagt, ſo ſpricht das andere Kinder-Ich mit.

Er macht das Heilandwort wahr: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen".

Ins Himmelreich der Sprache.

Die Herausgeberin.

I.

Was es überhaupt mit Mundarten auf sich hat und inwiefern man an ihnen Zeit-, Orts- und Altersunterschiede machen kann.

In das Gebiet der Kindermundart kann man auf zwei Wegen gelangen. Beide sind gerade neuerdings eifrig gebahnt und gangbar gemacht. Auf dem einen kommt man vom Kinde her. Wir leben, wie jedermänniglich bekannt ist, im Jahrhundert des Kindes. Die einen sagen das im Spott, die andern im Ernst. Und wer will bei schwierigen Dingen entscheiden, ob der Spott oder der Ernst mehr berechtigt ist! Jedenfalls wird das Recht des Kindes so eifrig verfochten wie seit mehr als hundert Jahren nicht mehr. Und wenn auch die altgewordenen Lobredner ihrer eigenen Blütezeit gar ernst sich den vielfach frevelhaft erscheinenden Forderungen der Kindheitsvorkämpfer widersetzen, so scheint die Öffentlichkeit doch mehr und mehr geneigt, der Kindheit das größere Recht zuzugestehen. Die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt mögen einen Maßstab dafür abgeben.

In vielen Jahrzehnten vorher sind nicht so viele Bücher über die Kindheit gedruckt worden wie in dem letzten. Das ist nur dadurch möglich, daß jeder, der etwas Ernstes und Wichtiges über die Kindheit zu sagen hat, der Aufmerksamkeit vieler Leser sicher ist. So könnte man also von allgemeinen Betrachtungen über die Kindheit her sehr gut an die Kindermundart gelangen und wäre sicher, daß einem Leser genug auf diesem Wege folgten.

Der andere Weg aber kommt von der Sprache und der Mundart her. Und das ist ein schon längere Zeit bebautes und wohlkultiviertes Feld, auf dem es also gar mancherlei Wege gibt. Die Sprachwissenschaft, so wie sie jetzt betrieben wird, ist etliche Jahrzehnte älter als die neue Wissenschaft vom Kinde, und darum erfreut sie sich namentlich in der gelehrten Welt eines größeren Ansehens. Denn die gelehrte Welt ist in geistigen Dingen nicht gerade immer ihren Zeitgenossen voraus. Sie betrachtet es im allgemeinen mehr als ihre Aufgabe, die vorhandenen Wahrheiten und Gedanken zu rubrizieren und zu ordnen, als neue Wahrheiten zu finden und Gedanken hervorzubringen.

Die Sprachwissenschaft im neueren Sinne des Wortes ist allerdings auch kaum ein Jahrhundert alt, obwohl man Sprachwissenschaft ja schon seit Jahrtausenden getrieben hat. Ja das, was auf unseren öffentlichen Schulen heutzutage als Sprachwissenschaft getrieben wird, das hat eigentlich mit der neueren Sprachwissenschaft noch wenig zu tun und entstammt noch dem, was vor zweitausend und mehr Jahren auf diesen Gebieten gefunden und geleistet worden

iſt. Die lateiniſche Grammatik, die noch immer das Grund gerüſt des ganzen grammatikaliſchen Lehrbetriebes iſt, ſtammt etwa aus der Zeit von Chriſti Geburt. Die geſunden und belebenden Grundgedanken ſind ſogar noch einige Jahrhunderte älter und entſtammen wie viele andere geiſtige Werte dem Griechentum. Die Römer haben es — wiederum wie vieles andere — zu beſtimmten praktiſchen Zwecken handlich zurecht gemacht und vor allen Dingen mit bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit nach allen Richtungen hin durchdacht und haben damit einen Gedankenbau aufgeführt, der, wie geſagt, noch heute trotz aller Widerſtände und trotzdem daß wir ſeit faſt hundert Jahren eine andere, wirkliche Sprachwiſſenſchaft haben, unſere Schulen beherrſcht.

Dieſem Gedankenſyſtem iſt aber eigentlich der Begriff der Mundart fremd.

Die Griechen freilich kannten ihn wohl. Das ſehr gebräuchliche Fremdwort, deſſen wir uns für Mundart noch ſehr vielfach bedienen, das Wort Dialekt, iſt bekanntlich griechiſch. Und es heißt ſo viel wie „Unterredungsart", bezieht ſich alſo auch wie unſer Wort Mundart auf die geſprochene Sprache.

Ja, iſt es nun aber bei einer Sprache nicht ſelbſtverſtändlich, daß ſie geſprochen wird? Sagt das nicht ſchon das Wort Sprache? Was kann es ſonſt überall mit der Sprache auf ſich haben, und inwiefern kann es etwas Beſonderes ſein, wenn man innerhalb der Sprache, der Sprachwiſſenſchaft von Dialekt oder Mundart redet?

Und doch iſt es ſo. Sogar im Bewußtſein und in der

Überzeugung von reichlich neunzig Prozent meiner verehrten Leſer auch. Uns allen erſcheint als die Blüte der Sprache die Literatur. Ja, es erſcheint uns eigentlich ſo, daß die Sprache nur um der Bücher willen da ſei. Jedenfalls, daß ſie ſich in höchſter Vollkommenheit nur in den Büchern kundgebe, ſo daß man vor noch nicht gar zu langer Zeit allgemein überzeugt war, in rechter Weiſe könne man eine Sprache, welche es auch immer ſein möge, nur aus Büchern erlernen.

Dieſe letzte Meinung ſteht nicht mehr ſo ganz feſt, wie ſie vor zwanzig Jahren ſtand. Deſto feſter ſteht noch die andere Meinung, daß die höchſte und edelſte Sprache, die, zu der wir uns ſelbſt und unſere Kinder emporheben müßten, oder genauer geſprochen, nach deren Muſter wir unſere und unſerer Kinder Sprache bilden müßten, die der Bücher, die Literaturſprache ſei. Die Bücher ſind die Urkraft, das Urſprüngliche, das Treibende in der Sprache. Und das fängt ſchon bei den kleinſten Beſtandteilen an, aus denen die Bücher zuſammengeſetzt ſind; das ſind die Buchſtaben. Jedermann weiß, daß man, um eine Sprache zu lernen, zunächſt lernen müſſe, wie die Buchſtaben ausgeſprochen werden! Kein Menſch findet an dieſer Formulierung etwas auszuſetzen, und doch iſt es wohl die tollſte Umkehrung, die jemals gemacht worden iſt, ſo toll, daß es kaum möglich iſt, auf irgendeinem anderen Gebiet eine Analogie zu finden. Man müßte etwa ſagen, der Gärtner habe zu lernen, wie er die Abbildungen der botaniſchen Lehrbücher in lebendige Pflanzen umzuſetzen

habe, dann hätte man auf botaniſchem Gebiet dieſelbe Umkehrung der Wirklichkeit, die wir auf ſprachlichem Gebiet ohne weiteres als ſelbſtverſtändlich hinnehmen.

In Wirklichkeit aber beſteht die Sprache nicht aus Buchſtaben, ſondern aus Lauten. Und die Buchſtaben ſind konventionelle Zeichen, durch die man verſucht, andere an die Laute zu erinnern, aus denen beſtimmte Wortklänge zuſammengeſetzt ſind. Ja, die Verſuche ſind ſehr unzulänglich; die Buchſtaben ſind ſehr unvollkommene Bezeichnungen der Laute. Das weiß jetzt jeder, der ſich auch nur mit den Anfängen der Sprachwiſſenſchaft beſchäftigt hat; alſo zum mindeſten ſollte man jetzt überall die Formulierung hören, daß man zu lernen habe, welche verſchiedenen Laute mit dieſem oder jenem Buchſtaben unter Umſtänden gemeint wären. Dennoch aber, trotzdem die Sprachwiſſenſchaft ſchon hundert Jahre alt iſt, hört man doch faſt nie dieſe richtige, ſondern immer noch die abſurde Formulierung, daß die Buchſtaben ausgeſprochen werden.

Es iſt nicht überflüſſig, über dieſe Dinge etwas ausführlicher zu ſprechen. Denn gerade hier iſt die Quelle alles Widerſtandes gegen die Schätzung der Mundarten überhaupt. Unſer großes Leſepublikum ſieht das, was über Mundarten geſprochen wird, durchaus nicht mit den Augen der neueren Sprachwiſſenſchaft, ſondern durchaus noch in der Weiſe an, wie es in der Jahrtauſende alten und veralteten Schulwiſſenſchaft gelehrt worden iſt. Und in dieſer gibt es keine Mundarten, ſondern nur Schreibarten.

Die Sache hat für die Völker der Neuzeit noch eine

Lebzeiten dieſen Vorwurf ſehr viel kräftiger zu hören bekam, hat Luther noch Schlimmeres hören müſſen ob ſeines tollkühnen Unterfangens, ſogar die Heilige Schrift ſelbſt in dieſe gemeine und niedere deutſche Sprache zu übertragen. Über Luthers Sprache denken wir jetzt etwas anders. Sie iſt derb, ja mitunter erſchreckend derb für unſere Nerven, und doch wird kaum jemand heutzutage wagen, ſie gemein und pöbelhaft zu nennen. In ihr haben wir ſicherlich mehr Mundart als Schreibart.

Und doch knüpft ſich grade an Luthers Namen eigentlich alles das, was wir jetzt als deutſche Literatur anſehen. In jeder Literaturgeſchichte lernt man, daß durch Luthers Bibelüberſetzung die hochdeutſche Sprache zur deutſchen Literaturſprache geworden ſei. Und aus derſelben deutſchen Literaturgeſchichte weiß jedermann, daß daraufhin eine deutſche Literatur, und in dieſer ſogar eine klaſſiſche Literatur erwachſen iſt, der wir dann allerdings nach Überwindung ſehr vieler Widerſtände ſchließlich doch dieſelbe Verehrung entgegenbringen, die wir für Literaturen nun einmal in den Schulen nötig haben. Freilich kann man bei allen unſeren klaſſiſchen Dichtern die Wurzel zurück bis in die Mundart verfolgen. Schillers und beſonders Goethes erſte Schriften ſind noch ſo kräftig mundartlich, daß ſie zu ihrer Zeit auch wirklich gebührendermaßen den Abſcheu aller Menſchen von feinerem Literaturgeſchmack erregten. Jetzt freilich, wo auch dieſe Jugendwerke ſchon über hundert Jahre gedruckt ſind, gehören auch ſie zur verehrungswürdigſten Literatur, und der Abſcheu literariſch gebildeter

Menſchen richtet ſich wie billig jetzt gegen ſolche Leute, die daran irgend etwas zu mäkeln finden.

Immerhin war das Aufkommen einer deutſchen Literatur ſchon ein gewaltiger Sieg der Mundart, alſo der wirklich geſprochenen Sprache, über die tote Schriftſprache. Nur daß jede Mundart, die Literatur wird, wieder in die Gefahr kommt, zur reinen Schriftſprache abzuſterben. Aber wenn man die Mundart irgendwann einmal anerkannt hat, dann werden abgeſtorbene Zweige immer gleich durch neue Triebe erſetzt. Und das iſt wirklich die Geſchichte der deutſchen Sprache in den letzten Jahrhunderten.

Im vorigen Jahrhundert haben wir eine ganz ähnliche Sache wieder durchlebt, wie es früher bei der Einführung des Deutſchen in die Gelehrtenſprache geſchehen war. Das vorige Jahrhundert hat eine große Menge von landſchaftlichen Mundarten in die Literatur eingeführt. Und wieder kam genau derſelbe Widerſtand; ja, es wurden faſt dieſelben Wendungen, dieſelben Schimpfwörter wiederholt, die erſt ſchon gegen die Einführung der deutſchen Sprache geſchleudert worden waren. Allgemein bekannt iſt, wie Fritz Reuter darunter zu leiden hatte, und wie grimmig er ſich dagegen wehrte. Er ſelbſt hat dieſem Streit ein literariſches Denkmal geſetzt in dem Geſpräch des Konrektors Äpinus mit dem poetiſchen Advokaten Kägebein. (Dörchläuchting, Kapitel 3.) Der Konrektor hat gegen die „allamodiſchen Poeten", zu denen Kägebein gehört, ein plattdeutſches Scherzgedicht zitiert, und Kägebein antwortet darauf entſetzt:

„„Aber, beſter Gönner, das iſt ja unſer gewöhnliches Plattdeutſch.““ — „Na, un worüm nich?“ — „„Ja, ich weiß das wohl, daß Sie — und es wird von Ihren vielen Freunden ſehr bedauert — ſich gleichſam in die gemeine, plattdeutſche Sprache verliebt haben und ihr den Vorzug für die gebildete hochdeutſche geben.““ — „So? Na, denn ſeggen Sei man mine velen Frünn', dorüm ſüllen ſei ſick man kein griſe Hor waſſen laten, ſegg ick, dor had ick minen Grund dortau, hadd ick ſeggt. — Glöwen Sei denn nich, dat, wenn ick as en Sachs hir ankamen bün, un hadd kein Plattdütſch lihrt, dat mine Schäulers nich up Plattdütſch allerlei verfluchten Spijök mit mi drewen hadden? — Un denn, möt ick Sei ſeggen, is dat Plattdütſch mi vel leiwer, as dat fine Hochdütſch, wat Sei ſchriwen.“ — „„Es iſt eine gemeine Sprache,““ rep Kägebein, de nu ok hitzig würd — de oll Konrekter was 't all lang' — „„es läßt ſich in ihr kein einziger feiner poetiſcher Gedanke ausdrücken.““ — „Dat ſall ſei ok nich“, rep de Konrekter un ſlog up de Diſch, „dortau is ſei tau ihrlich.“

Reuter blieb damals Sieger im Kampf. Er ſchuf in ſeiner landſchaftlichen Mundart eine Literatur, die weit über die Grenzen, innerhalb deren ſie geſprochen wird, nicht nur Anerkennung fand, ſondern Begeiſterung erregte. Und noch heute leſen Tauſende von Leuten den Reuter, die keine drei Sätze ſeiner Mundart richtig ausſprechen können. Da iſt alſo wieder Mundart offenſichtlich zur Literatur geworden.

Aber der Widerſtand gegen die landſchaftlichen Mundarten war damit noch keineswegs gebrochen. Gegen neu in der Literatur erſcheinende Mundarten erhob er ſich von neuem; ja, gegen jedes Werk, das in eine neue Literaturgattung einbrach, kam er ebenfalls wieder. Nachdem man ſich ſchon jahrzehntelang Holteis ſchleſiſche Mundart in Gedichten hatte gefallen laſſen, kam es doch noch zu einem ſehr ernſten Widerſpruch, als dieſelbe Mundart in einem Drama Gerhart Hauptmanns die Bühne erobern wollte. Die Literatur gleicht einer exkluſiven Geſellſchaftskaſte, die das Eindringen eines jeden neuen Elements ſehr unliebſam vermerkt. Solche Geſellſchaftskaſten hat es zu allen Zeiten und in allen Ländern gegeben, und ſie haben ſich faſt überall gleichmäßig exkluſiv benommen, und es hat ihnen auf die Dauer überall gleichmäßig wenig geholfen. Die Unbarmherzigkeit der hiſtoriſchen Entwicklung hat ihnen überall die neuen Elemente einfach aufgedrängt, ſobald es an der Zeit war.

Ganz ebenſo, wie es den landſchaftlichen Mundarten erging, iſt es auch der Kindermundart ergangen. Ihre Einführung in die Literatur iſt auf dieſelben Bedenken der exkluſiven Kaſte geſtoßen.

Und auf den erſten Blick will es wirklich ſcheinen, als ob hier eigentlich beſſerer Grund zur Ablehnung wäre als bei den Ortsmundarten. Bei dieſen mögen ja bildungsfreundliche Männer wohl auch die Meinung hegen, daß ſie eigentlich zum Abgewöhnen da wären; daß der Menſch, der es wirklich zu einem geiſtigen Wert bringen will, ſeinen

heimiſchen Dialekt eigentlich abtun müßte und ganz und gar auch in ſeinem häuslichen Leben und in ſeinem Geſchäftsleben ſich der „gewählten Sprache", des Schriftdeutſchen bedienen ſollte. Man kann dieſe Meinung wirklich von ſehr ernſten Leuten ausſprechen hören; aber im Grunde wird ſie doch von den wenigſten Leuten ernſt genommen, wenigſtens ſoweit es auf die praktiſche Ausführung ankommt. Es mag wohl ab und zu einmal ein Anfang gemacht werden, bei Tiſch im Familienkreiſe oder bei Empfängen etwas vornehmerer Beſuche die gewählte Sprache wirklich anzuwenden: ſobald das Geſpräch lebhafter wird, ſobald die Menſchen miteinander warm werden, bricht doch die urwüchſige Sprechſprache wieder hervor, vielleicht ohne daß die Sprechenden es merken. Da ſchafft die lebende Sprache ſich ſelbſt ihr Recht, und da zeigt ſie, daß ſie nicht tot zu kriegen iſt. Und ſchließlich wird doch auch das Recht der landſchaftlichen Mundarten immer mehr anerkannt. Schon in meiner Jugendzeit, wo ich als Landfremder nach Schleswig-Holſtein kam, fand ich dort Familien, die ſehr ſtreng auf plattdeutſche Sprache und Art hielten, die ganz und gar nicht die hochdeutſche Schriftſprache als etwas Vornehmeres anerkannten, um deßwillen ſie ihre plattdeutſche Sprechſprache gering zu ſchätzen oder gar ſich abzugewöhnen hätten. Sondern da hieß es gradezu: „In meinem Hauſe wird plattdeutſch geſprochen"; und der Gaſt, der die Sprache nicht ganz beherrſchte, wurde eben höflich als Sprachfremdling behandelt.

Alſo die Meinung, daß man ſich die landſchaftlichen

Mundarten zugunsten der hochdeutschen Schriftsprache eigentlich abgewöhnen müßte, ist nicht allzu weit verbreitet. Die Verbreitung geht entschieden zurück. Die Ausbreitung wirklicher sprachwissenschaftlicher Erkenntnis kommt ja, wie wir schon sahen, den landschaftlichen Mundarten gegen die Schriftsprache zu Hilfe.

Aber mit der Mundart des Lebensalters, mit den verschiedenen Kindermundarten ist es doch offenbar eine andere Sache! Da geht doch unzweifelhaft die Sprechweise des dreijährigen Kindes in die des vier-, fünf- und sechsjährigen so vollständig über, daß von ihrer früheren Gestalt nicht mehr irgendein erkennbarer Rest zurückbleibt. Die Sprache des sechsjährigen Kindes enthält nicht etwa irgend welche Lehnbestandteile aus der Sprache des dreijährigen Kindes, so wie die hochdeutsche Schriftsprache Lehnbestandteile aus der lateinischen, griechischen und aus anderen Sprachen enthält. Sondern die Mundart des dreijährigen Kindes ist eben weiter gewachsen, und als Ergebnis eines organischen Wachstums liegt die Sprache des sechsjährigen Kindes vor uns.

Aber auch diese ist nichts Endgültiges. Sie wächst weiter zur Sprache des siebenjährigen, des achtjährigen Kindes und noch weiter, bis etwa beim zwölfjährigen bis fünfzehnjährigen Kinde die Entwicklungsstufe erreicht ist, die dann im großen und ganzen das Leben hindurch festgehalten wird.

Da scheint es doch nun ganz klar ersichtlich zu sein, daß jede einzelne Stufe dieser Entwicklung, also jede ein-

zelne Altersmundart des Kindesalters zum „Abgewöhnen“ da ist. Das, was man von den landschaftlichen Mundarten mit zweifelhaftem Recht, ja, mit entschiedenem Unrecht behauptet, das muß von der Kindermundart mit entschiedenem Recht behauptet werden: Sie ist nicht das, wobei der Menschengeist stehen bleibt, sondern nur ein Durchgangsstadium, eine Entwicklungsstufe, über die der menschliche Geist hinausschreiten muß.

Und so scheint denn auch der Widerstand berechtigt gegen alle Bestrebungen, solche Kindermundart in die Schriftsprache eingehen zu lassen. Das weiß man ja: Die Schriftsprache hat die Neigung zu erstarren. Sie verstärkt die Widerstände gegen weitere Entwicklung. Sie ist geradezu ein Hemmnis der Entwicklung. Und da hat man denn die Besorgnis nicht unterdrücken können, daß eine Literatur in der Mundart der Sechsjährigen die Weiterentwicklung des Kindes aufhalten könnte, daß ein Kind, das Bücher in der Sechsjährigenmundart gedruckt läse, gar keine Möglichkeit habe, diese Mundart wieder zu verlassen und zur Achtjährigen- und Zehnjährigenmundart vorzurücken, so daß wir durch die Literatur in Altersmundart das deutsche Volk in die große Gefahr brächten, daß es nach einer Generation durchweg geistig auf dem Standpunkt der sechsjährigen oder allenfalls der achtjährigen Kinder stünde, womit dann freilich weder unserer geistigen noch unserer politischen Entwicklung gedient wäre.

Ich muß wohl ausdrücklich bemerken, daß es sich hierbei nicht etwa um einen Scherz handelt. Die Ein-

wände sind ganz ernstlich gemacht worden und von durchaus ernsten Männern; nur haben wir hier vielleicht die Konsequenzen etwas weiter gezogen, als die getan haben, die im besten Glauben diese Einwände erhoben.

Wir sind nun allerdings der Meinung, daß der Einwand die Kraft der Literatur durchaus überschätzt. So mächtig ist keine Literatur der Welt, daß sie ein achtjähriges Kind auf der geistigen Entwicklungsstufe der Sechsjährigen festhalten könnte. Der Geist wächst ebenso kräftig und entschieden wie der Körper. Und er tut das von innen heraus ohne jede äußere Anleitung. Ja, er hat auch seine Wachstumsrichtung in sich; wie Knochen, Muskeln, Nerven und Adern sich zu einem wunderbaren anatomischen System und zu wunderbarer physiologischer Betätigung zusammenfügen nnd auswachsen, ohne daß irgend ein tüchtiger Arzt oder gelehrter Anatom dabei mitzuwirken brauchte, genau so wächst der Geist des Menschen. Es wächst seine ganze Gefühls- und Vorstellungswelt so anatomisch zusammen, wie es die Abkunft des Menschen und die Umgebung, in der er lebt, erfordern. Und die Literatur wirkt dazu nur als einer der allerwinzigsten Teile der Umgebung. Sie mag für den Geist ähnlich wirken wie irgend ein Gerät oder ein Spielzeug für den Körper wirkt. Niemand wird dem sechsjährigen Kinde die Waffen in die Hand geben, die ein Erwachsener führt. Säbel und Flinte, mit denen das Kind spielt und an denen es sich betätigen soll, müssen dem Stadium seiner körperlichen Entwicklung angepaßt sein. Und der beste Säbel für das Kind ist der, den es sich

ſelber aus einem Stock zurechtmacht. Und wenn dann der kleine Streiter mit ſeiner ſelbſtgefertigten und ſeinem Alter angemeſſenen Waffe im Spielen hantiert, ſo braucht man ſich wirklich keinen Beſorgniſſen hinzugeben, daß nunmehr ſein Körper Gefahr laufe, durch den Säbel des Sechsjährigen auf der Entwicklungsſtufe des Sechsjährigen feſtgehalten zu werden und niemals in ſeinem Leben imſtande zu ſein, das gewichtige Schwert des Erwachſenen zu führen. Und ebenſowenig braucht man dieſe Beſorgnis zu hegen, wenn man eine ſolche Waffe als Spielzeug gekauft hat und wenn er daran das Exerzitium lernt, das er ſpäter als Soldat mit den Waffen des Mannes ausführen ſoll.

Gar nichts anderes aber tun wir, wenn wir dem Kinde ſeine eigene Altersmundart gedruckt vor Augen führen. Auch da erhält es zunächſt ein Spielzeug, an dem es ſich freuen kann, und dann Gegenſtände zu einem Exerzitium, an dem es ſich das einlernen kann, was es ſpäter als Erwachſener ausüben ſoll.

Der Leſer wird jetzt einigermaßen darüber unterrichtet ſein, was dieſes Büchlein ſich zu leiſten vornimmt. Es gilt, der Kindermundart ein Recht zu erkämpfen, das ihr bisher noch beſtritten wird: das Recht zu leben und ſich zu betätigen. Die Kindermundart hat es darin noch ſchlechter als irgendwelche landſchaftlichen Mundarten. Bei dieſen konnte man doch wenigſtens nicht leugnen, daß ſie vorhanden ſind. Wenigſtens konnte man es von dem Augenblick an nicht leugnen, wo man Sprachen wiſſenſchaftlich zu betrachten begann. Aber auch vorher hat es wohl kaum

jemand im Ernſt zu leugnen gewagt. Daß es aber Kindesmundart gibt, das wird noch jetzt von weiten Kreiſen durchaus nicht zugegeben, und es werden Gründe dagegen angeführt, — mit denen man nur leider zuviel beweiſt. Denn mit denſelben Gründen könnte man die Exiſtenz jeder beliebigen Sprache wegdiskutieren.

Da iſt zum Beiſpiel eingewendet worden, es ſei ganz unmöglich, dieſe Mundarten einzelnen beſtimmten Lebensjahren zuzuſchreiben. Denn das eine Kind ſpreche im zwölften Jahre noch ſo wie das andere im neunten Lebensjahre geſprochen habe, und ſo gebe es überhaupt Unmengen von Übergängen und Verſchiedenheiten. Die Sprache des Kindes hänge überhaupt nicht vom Alter ab, ſondern von wer weiß wie vielen anderen Umſtänden; ganz beſonders aber von der Umgebung des Kindes, von deren geiſtiger Ausbildung und Sprechfähigkeit und dergleichen mehr.

Aber ſchon den erſten Einwand hält man für durchſchlagend. Es laſſe ſich ſogar bei demſelben Kinde keine Grenze ziehn zwiſchen der Zeit, wo es die Altersmundart des achtjährigen, des neunjährigen, des zehnjährigen ſpräche, und damit flöſſen eben dieſe Sprachen ununterſcheidbar zuſammen. Es ſei alſo vollkommen willkürlich, ja, es ſei ein Unfug, derartige Altersmundarten anzunehmen.

Ja — wie iſt das nun aber mit den Übergängen etwa vom Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen und vom Mittelhochdeutſchen zum Neuhochdeutſchen? Gewiß ſind wir ja da inſofern etwas beſſer geſtellt, als wir keine Literaturdenkmäler von allen Übergangsſtufen haben. Aber

die geſchichtliche Entwicklung verlangt doch unbedingt, daß das Mittelhochdeutſch ſich allmählich aus dem Althochdeutſchen entwickelt hat. Und um nachzuweiſen, wie das Neuhochdeutſch ſich allmählich aus dem Mittelhochdeutſchen entwickelt hat, dazu reichen auch die vorhandenen Literaturdenkmäler nicht aus. Auch da kann man doch nicht mit vollkommener Sicherheit ſagen: von dem und dem Zeitpunkt an hat die althochdeutſche Sprache aufgehört und die mittelhochdeutſche iſt an ihre Stelle getreten! Es iſt doch nicht ſo geweſen, daß irgendwann einmal eine Generation als letzte das Althochdeutſch geſprochen hat und daß ihr dann eine neue Generation gefolgt iſt, die urplötzlich als erſte das Mittelhochdeutſch geſprochen hat! Unſer ganzes hiſtoriſches Gewiſſen ſträubt ſich gegen eine derartige Annahme. Wir ſind in unſerm ganzen Denken eingeſchworen auf die Entwicklungstheorie, nach der wir ſogar alle Arten lebender Weſen in ganz allmählicher Abſtufung auseinander hervorgehen laſſen. Wir können mit der menſchlichen Sprache dabei doch unmöglich eine Ausnahme machen. Die Entwicklung vollzieht ſich langſam, allmählich und ſtetig. Es gibt da nirgend einen Sprung von einer Stufe zur anderen. Sollen wir nun darum leugnen, daß es ſolche Stufen überhaupt gibt? Sollen wir, weil es unbedingt eine unendliche Menge von Übergangsſtufen zwiſchen dem Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen und dann wieder zwiſchen dem Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen gegeben hat, ſollen wir darum, ſage ich, die ganze Stufeneinteilung des Althoch-

deutſchen, Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen aufgeben?

Wenn aber nicht, dann frage ich mich, mit welchem Recht wir dieſe Stufeneinteilung bei der großen Entwicklung der Volksſprache gelten laſſen, bei der Entwicklung der Sprache eines Einzelnen aber nicht anerkennen wollen? Oder gilt eine derartige allgemeine Einteilung nur für große Erſcheinungen, für ganze Völker und nicht etwa für den Einzelnen? — Nun gut, dann mache man Ernſt mit dem Gedanken und leugne auch die Stufen Knabe, Jüngling, Mann und Greis! Es läßt ſich niemals die Stunde feſtſtellen, in der aus dem Knaben ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann, aus dem Mann ein Greis geworden iſt. Das ſind ſo allmähliche Übergänge, daß an ſehr vielen Stellen die größten Zweifel berechtigt ſind, ob man irgend einen Menſchen, mit dem man gerade ſpricht, zu der einen oder zu der andern Stufe rechnen ſoll. Soll man darum nun auch dieſen Unterſchied für unrichtig erklären? Soll man wirklich das Menſchenleben als ein unzerſtückbares, in keiner Weiſe auf Stufen zu verteilendes Ganzes anſehn? Soll man es ſich wirklich gänzlich verſagen in Zukunft von Knaben, Jünglingen, Männern und Greiſen zu reden und nur noch „männliche Weſen ſchlechthin" anerkennen?

Ich denke, man wird auf dem einen Gebiet nicht anders verfahren dürfen wie auf dem andern. Man wird fernerhin fortfahren von Knaben zu ſprechen und dabei alle die Merkmale ins Auge faſſen, die allen Knaben oder doch ihrer ungeheuren Mehrzahl zukommen, und man wird

ſich leicht darüber tröſten, daß der Knabe in einem beſtimmten Alter anfängt, dieſe Merkmale allmählich zu verlieren und mit denen aus der andern großen Gruppe zu vertauſchen, die den Jünglingen zukommt. Und ebenſo wird man nach wie vor alles das, was den Jüngling vom Manne unterſcheidet, ebenſo bewerten, wie man es bisher bewertet hat, ohne ſich weiter darum zu grämen, daß der Unterſchied zwiſchen Jüngling und Mann, wie auch der zwiſchen Mann und Greis, wirklich bei jedem einzelnen Weſen mitunter jahrelang gar nicht recht aufzuweiſen iſt.

Wenn man das nun aber bei der ganzen körperlichen und ſeeliſchen Geſtaltung des menſchlichen Lebens ohne jede Gewiſſensbedenken tut, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb man das bei den Sprachſtufen anders machen ſoll. Es gibt wirklich eine große Menge von charakteriſtiſchen Einzelheiten, die die Sprache des ſechsjährigen Kindes von der des zehnjährigen unterſcheiden. Ja bei dem einzelnen Kinde kann man ebenſo, wie man es bei der Grenze zwiſchen Knaben und Jüngling gewohnt iſt, auch bei der Grenze der ſprachlichen Stufe zweifelhaft ſein, ob das Kind die Grenze ſchon überſchritten hat oder noch nicht. Ja, das Kind kann auch da monate- oder jahrelang ſo auf der Grenze ſtehen, daß man wirklich nicht weiß, ob man es der einen oder der anderen Altersſtufe zuwenden ſoll. Das alles aber beweiſt nichts gegen die Annahme von Altersſtufen der Mundart überhaupt. Wenigſtens dann nicht, wenn man ſolche Unterſchiede wie zwiſchen Knaben, Jüngling, Mann und Greis unzweifelhaft gelten läßt.

Und dann der andere Einwand, daß jedes Kind seine besondere Sprache spreche, daß also schon aus diesem Grunde es gar nicht möglich wäre, die Sprache der achtjährigen Kinder im ganzen deutschen Volke zu einer Einheit zusammenzufassen! Die Sprache eines einzelnen Kindes habe von dessen sechstem bis zu dessen vierzehntem Lebensjahr in sich viel mehr Einheitlichkeit als die Sprache etwa aller achtjährigen Kinder zu der Zeit, wo auch dieses Kind auf der Stufe der achtjährigen stand.

Auch bei diesem Einwande leugne ich die Berechtigung ganz und gar nicht. Ich habe ihn hier vielleicht sogar noch etwas schärfer und zwingender formuliert, als er mir bisher entgegengetreten ist. Dennoch kann ich nicht gelten lassen, daß er irgend etwas gegen die Existenz der Altersmundarten beweist. Wäre das der Fall, so wäre es erst recht unmöglich landschaftliche Mundarten festzustellen. Welche Schwierigkeiten das der Wissenschaft in Wirklichkeit schon macht, davon kann sich auch jeder Laie überzeugen, wenn er etwa in Brockhaus' Konversationslexikon den Artikel „Deutsche Mundarten" aufschlägt. Statt des halben Dutzend Mundarten, das er allenfalls zu finden erwartet, findet er hunderte. Und wenn einmal von zwei Mundarten die Grenzen ganz scharf angegeben werden können, so wird das als etwas besonders Bemerkenswertes hervorgehoben.

In Wirklichkeit gibt es nun noch viel mehr Ortsmundarten als die Wissenschaft bisher festgestellt hat, denn man ist eigentlich doch noch in den Anfängen dieser Arbeit und erst, wenn wir aus jedem Dorf lautrichtige Nieder-

ſchriften der Sprache und Wörterverzeichniſſe, wie ſie etwa Hans Spieſer für das Dorf Waldhambach im Elſaß gemacht hat, und ähnliche Hilfsmittel haben werden, erſt dann werden wir ſagen können, daß wir wirklich mitten in der Löſung der Aufgabe ſtehen. Aber dann werden wir auch ſchon wieder finden, daß ſelbſt in einzelnen Dörfern mundartliche Verſchiedenheiten feſtzuſtellen ſind und daß — was übrigens ſchon mehrfach beobachtet und ausgeſprochen worden iſt — auch jede Familie ihre eigene Sprache hat, ja, daß ſchließlich jeder einzelne Menſch auch ſprachwiſſenſchaftlich als beſonderer Sprachtypus betrachtet werden kann.

Dann wäre doch aber, wenn man auf dieſe landſchaftlichen Mundarten dieſelbe Logik anwendet, mit der man den Altersmundarten zu Leibe geht, die Exiſtenz der landſchaftlichen Mundarten ſchlechterdings vernichtet! Wie ſoll man von fränkiſcher, ſchwäbiſcher, ſächſiſcher Mundart reden, wenn es innerhalb der Grenzen jeder dieſer Mundarten dutzende von beſonderen Sprachbezirken und in jedem dieſer Sprachbezirke wieder hunderte von Ortſchaften und darin wieder zahlreiche Familien und noch zahlreichere Individuen gibt, die alle eine geſonderte ſprachwiſſenſchaftliche Betrachtung verlangen!

Nun, es fällt der Sprachwiſſenſchaft nicht ein ſich darum Sorge zu machen. Obwohl die Grenzen überall fließend ſind, weiß ſie doch Unterſchiede genug durch Betrachtung der weſentlichen Merkmale feſtzuſtellen. Trotz aller Übergangsſtufen bleibt ſächſiſche, fränkiſche, ſchwäbiſche

Mundart, eine jede als besonderes Wesen bestehen. Niemand zweifelt im mindesten daran. Auch der nicht, der selber in irgendeinem Grenzgebiet wohnt. Und so, meine ich, sollte man auch nicht an der gesonderten Existenz jeder Altersstufe zweifeln. Es muß dann auch anerkannt werden, daß unter denen wenigstens, die sich überhaupt mit der Frage der Altersmundart beschäftigt haben, und zwar zunächst in weit überwiegender Zahl als energische Leugner beschäftigt haben, doch verhältnismäßig rasch sich andere Meinungen verbreitet haben. Die strikte Leugnung der Altersmundart ist bei denen, die überhaupt bei solchen Dingen mitzureden berechtigt sind, jetzt doch schon recht selten geworden. Man beschränkt sich darauf, die pädagogische Verwertung der Altersmundart entweder in jeder Form oder doch in der Form des gedruckten Buches zu verbieten und für schädlich zu erklären. Damit wird die Frage der Kindermundart aus einem theoretischen Problem eine mehr praktische pädagogische Frage, und das ist das Gebiet, auf dem der Verfasser dieses Buches berufen ist, darüber mitzureden.

II.

Wie der Verfasser dieses Buches gemerkt hat, daß es Kindermundarten gibt und wie es daher andere auch merken können.

Der Verlauf unserer bisherigen Betrachtungen führt uns also dahin, dieses Buch zunächst eine Weile als Ichbuch weiter gehen zu lassen, obwohl wir ihm dadurch alle die Anfeindungen zuziehen, denen die Ichbücher immer noch ausgesetzt sind. Man verlangt immer noch von Büchern, die irgendwie für wissenschaftlich, wenn auch in populärer Form, gelten wollen, daß sie sich durchaus darauf beschränken, d a s wiederzugeben, was der Verfasser irgendwo anders gedruckt oder allenfalls — wenn es sich um alte Handschriften oder Urkunden handelt — geschrieben gesehen und gelesen hat. Als wissenschaftlich, wenigstens als geisteswissenschaftlich gilt bisher ein Hantieren mit dem schon Aufgeschriebenen, das man in unendlichen Neuanordnungen, Neugruppierungen, Neuzusammenstellungen zu ebenso unendlichen wissenschaftlichen Monographien und größeren

Werken verarbeitet. Nur dies ſchon früher Geſchriebene, meint man, ſei von allgemeinem Intereſſe. Das, was der einzelne erlebe, könne auf ſolches Allgemeinintereſſe keinen Anſpruch machen. Der einzelne, der viel von ſich ſelbſt erzähle, tue das in unberechtigter Eitelkeit.

Ich habe mich dieſer Meinung über die Ichbücher niemals anſchließen können. Ich habe im Gegenteil jedes Ichbuch, auch ſolche, die man wirklich nicht eigentlich im gewöhnlichen Sinne „bedeutend" nennen kann, mit großem Intereſſe geleſen, mit faſt ebenſo großem Intereſſe, wie ich es jedem Menſchen entgegenbringe, den ich einigermaßen näher kennen lerne, und wie es ganz beſonders jeder Schüler in mir erregt. Ich bitte das nicht dahin mißzuverſtehen, als ob ich mich, wenn ich ein Ichbuch leſe, berufen fühlte, den Verfaſſer zu belehren und zu erziehen. Die Sache liegt genau umgekehrt. Ich fühle mich auch meinen Schülern gegenüber nicht in erſter Linie berufen, ſie zu belehren und zu erziehen; ſondern als meine erſte Pflicht faſſe ich es auf, ſie gründlich ſeeliſch kennen zu lernen. Was das Belehren und Unterrichten angeht, verhalte ich mich auch meinen lebendigen Schülern gegenüber durchaus paſſiv. Das heißt, ich laſſe mich zu jeder einzelnen pädagogiſchen Tätigkeit nötigen. Die Schüler beſorgen das durch Fragen, Bitten und Aufforderungen immer ſehr gründlich; ja ſie verlangen durchaus mehr von mir, als ich beim beſten Willen zu leiſten imſtande bin. Und ſie tun das, weil ſie Vertrauen zu mir haben. Und dieſes Vertrauen wiederum verdanke ich doch hauptſächlich dem Umſtande, daß ich mit ihnen

ihre eigene Mundart, ihre Altersmundart, alſo die Kindermundart zu reden imſtande bin. Wenn ich alſo von irgend jemandem ſage, ich betrachte ihn, wie ich meine Schüler betrachte, ſo hat das nicht die herabſetzende, geringſchätzende Bedeutung, die es im Munde ſehr vieler anderer Pädagogen haben würde. Ich betrachte mich meinen Schülern gegenüber keineswegs als das höhere Weſen, ſondern nur als jemanden, der willens und geneigt iſt, dieſen heranwachſenden Lebeweſen in einer Weiſe, die ſie ſelber wünſchen, förderlich zu ſein. Der Ton liegt auch hier auf dem „die ſie ſelber wünſchen". Und ſo iſt denn jeder Verfaſſer eines Ichbuches, das mir in die Hände fällt, durchaus vor meinen pädagogiſchen Prätenſionen ſicher. Er verlangt nichts von mir, alſo werde ich auch keinen Verſuch machen, ihm etwas zu geben.

Dagegen gibt mir der Verfaſſer jedes Ichbuches etwas. Er läßt mich in Erſcheinungen hineinblicken, in die mich kein anderer hineinblicken laſſen kann. Denn das, was er erlebt und wie er es erlebt, das weiß doch nur er ſelbſt. Wer mir eine wunderſchöne Diſſertation übergibt, in der er aus hunderten von Einzelſchriften wiſſenſchaftliche Meinungen äußerſt bedeutender Männer ſäuberlich zuſammengeſchrieben und gegeneinander abgewogen hat, der gibt mir nichts anderes, als was mir Dutzende von anderen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern auch geben könnten, ja, was ich, wenn ich mir Zeit dazu nehme, ganz gemächlich auch ſelber leiſten kann. Wer mir auch nur einen Tag ſeines eigenen Lebens nach beſten Kräften wahrheitsgetreu ſchildert, der gibt mir etwas, was mir kein anderer geben kann. Ich erkenne

gerne an, daß ſolchen Leuten, die nur in Büchern zu leben gewöhnt ſind, derartige Alltäglichkeiten mitunter höchſt bedeutungslos vorkommen. Nicht nur bedeutungslos, ſondern überhaupt wertlos. Ich habe in den ſeeliſchen Erſcheinungen des Menſchenlebens noch niemals etwas gefunden, das mir wertlos vorgekommen wär. Ebenſo, glaube ich, wird einem Naturforſcher kein Naturvorgang wertlos vorkommen, mit wie großer Verachtung auch der Kulturmenſch oder der geiſteswiſſenſchaftlich gebildete Menſch ſonſt wohl auf dieſe oder jene Naturvorgänge herabblicken mag.

In dieſem Sinne, der alſo doch wohl nicht allzu anſpruchsvoll iſt, bin ich überzeugt, daß ich auch mit dieſem Teile des Buches, alſo mit dem Ichbuchteil den Leſern, die ſich überhaupt für ſeeliſche Erſcheinungen intereſſieren, etwas wertvolles bieten werde. Und ich muß gleich hinzufügen, daß ich all das, was ich eben ſagte, gerade auch den Erlebniſſen verdanke, die ich jetzt eben ſchildern will. Die Entſtehung der eben formulierten Meinungen iſt nur ein Teil meiner Auffindung der Kindesmundart. Aber ich glaube noch darüber hinaus, daß dieſer Teil für den Leſer nicht nur wertvoll, ſondern, was nicht immer dasſelbe iſt, unmittelbar nützlich ſein wird. Denn er wird den Leſer vielleicht dazu anregen, dieſelben Beobachtungen, die ich gemacht habe, ſeinerſeits auch zu machen. Und dann wird er in ſich die Erkenntnis der Kindesmundart und damit einen weſentlichen Teil der Sprachwiſſenſchaft überhaupt von neuem erzeugen. Nur dadurch aber entſteht wahre Wiſſenſchaft, daß ſie ſich in jedem Menſchengeiſt, der ſich

damit befaßt, von ſelber neu entzündet. Wiſſenſchaft, auch Geiſteswiſſenſchaft, kann wirklich nicht aus Büchern zuſammengeleſen werden. Das Durchſtudieren von hunderten von Büchern bringt allenfalls Gelehrſamkeit, aber niemals Wiſſenſchaft hervor. In der Naturwiſſenſchaft weiß man das ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten. Da begnügt man ſich ſchon längſt nicht mehr, den Ariſtoteles oder andere kanoniſche Bücher abzuſchreiben und den „Inhalt" ſich „einzuprägen"; da verlangt man, daß jede Disziplin auf ſorgfältige, eigenſte Beobachtungen gegründet wird. Ja, und man verlangt da auch, daß die Schüler, ſogar die Anfänger ſich nicht damit begnügen, Lehrbücher in die Hand zu nehmen und daraus die ſorgfältig formulierten und deſtillierten jeweilig geltenden Glaubensſätze der Wiſſenſchaft auswendig zu lernen, ſondern man verlangt auch von ihnen, daß ſie Experimente machen. Und jede Unterrichtsart, die darauf keine Rückſicht nimmt, gilt als rückſtändig. Wenn wir geiſtige Dinge einmal ebenſo anſehen werden, dann werden Geiſteswiſſenſchaft und Naturwiſſenſchaft wieder in der Wiſſenſchaft gleichen Schritt halten können, während gegenwärtig die Naturwiſſenſchaft leider einen nicht unbeträchtlichen Vorſprung hat. Leider, ſage ich, weil ich mich zu denen rechne, die gern die Geiſteswiſſenſchaft vorwärts bringen möchten.

Alſo ich beginne jetzt, meine eigenen Erlebniſſe zu ſchildern, und zwar die, die mich dazu geführt haben, ich muß ſagen, die mich dazu *genötigt* haben, beſondere Altersmundarten, darunter wieder beſonders die Kindes-

mundart anzuerkennen und ſogar in die Literatur einzuführen.

Ich muß geſtehen, wenn mir etwas ähnliches wie die jetzige Kindesmundartliteratur des Hauslehrers entgegengetreten wäre, als ich Sekundaner oder Primaner war, ſo würde ich ſicher mit denſelben Gründen und wahrſcheinlich mit ſehr viel größerer Leidenſchaftlichkeit dagegen gekämpft haben, wie jetzt die Gegner der Kindesmundart kämpfen. Denn ich gehörte zu den nicht allzu ſeltenen Kindern, die ganz außerordentlich wenig Kindesmundart ſelber geſprochen haben und die ſehr früh in die ſogenannte höhere Umgangsſprache und die Schriftſprache eingeführt wurden. Ich war in der Zeit, in der es ſich bei der Kindesmundart ganz beſonders handelt, das heißt in der Zeit vom achten bis zum vierzehnten Lebensjahr, einziges Kind meiner Eltern, und zwar ſolcher Eltern, die ſich ſehr viel mit mir beſchäftigten; nicht etwa mehr, als mir lieb war, aber jedenfalls genau ſo viel, wie mir lieb war. Sie waren, was Eltern nicht immer ſind, jederzeit bereit, ſich mit mir zu unterhalten, auf meine Gedankengänge einzugehen, ohne in der überlegenen Art der Erwachſenen daran herumzukorrigieren, aber doch wohl in der vollkommen inſtinktiven Erkenntnis meines Weſens, die nun doch einmal das Ideal alles Verkehrs zwiſchen Älteren und Jüngeren iſt. Aber — es wurde in meinem Elternhauſe ſehr viel auf „reine und gute Sprache“ gehalten. Meine Mutter war in einer plattdeutſchen Umgebung aufgewachſen, hatte dann aber eine auch ſprachlich ſehr ſtrenge Penſion durchgemacht und ſprach nun ein tadellos reines

Deutsch — rein besonders auch in der Aussprache — und sie hielt auch bei anderen etwas auf diese Reinheit der Aussprache, was ich übrigens selbst niemals als irgendwie unangenehm empfunden habe. Jedenfalls habe ich keine einzige Erinnerung dieser Art, wohl aber vielerlei Erinnerungen, daß ich an der Aussprache von Spielkameraden herumbesserte oder, wo dies aus irgend welchen Gründen nicht angängig war, mich über die Absonderlichkeiten der Sprache lustig machte. Aber wie meine Mutter darin war, davon ist mir ein Erlebnis aus meinem siebenten Lebensjahr besonders in der Erinnerung. Eine Tante gab mir das bekannte Rebus auf, das man sich sehr leicht hinzeichnen kann. Es zeigt einen Wagen ohne Pferde, in dem ein Junge sitzt, und in einiger Entfernung davon sieht man ein Paar Würste mit Beinen versehen, die offenbar die Gehstellung zeigen. Die Auflösung ist: „Ungezogener Junge, würste gehen!" Und da erinnere ich mich noch genau des ernsten Tonfalles und des ernsten Gesichts, mit dem meine Mutter sagte: „Es heißt nicht würste gehen, sondern w i r s t d u gehen."

Mein Vater hatte dieselben Überzeugungen, doch erinnere ich mich da keines einzigen Falles, der das beleuchten könnte. Ich weiß nur, daß er sich öfter sehr entschieden gegen die Art und Weise aussprach, wie Ammen und Kinderwärterinnen die Sprechweise der kleinen Kinder nachmachen. Er erzählte als abschreckendes Beispiel immer, daß ein sehr viel jüngerer Bruder noch in seinem vierten Lebensjahre ein Kauderwelsch gesprochen habe, das kein

Menſch hätte verſtehen können außer eben der Kinderwärterin, die daran ſchuld geweſen ſei. Ich habe nun dieſen jüngeren Bruder freilich ſpäter ſelber kennen gelernt und immer gefunden, daß er ein ebenſo gewähltes, ich möchte ſagen akademiſches Deutſch ſprach, wie mein Vater ſelbſt, ſo daß alſo die Sonderſprache, die zwiſchen ihm und ſeiner Kinderwärterin in der Jugend beſtanden hat, keine irgendwie merkbaren bleibenden Folgen gehabt hat.

Nicht ganz im Einklang mit dieſer theoretiſchen Meinung meines Vaters ſtand eine praktiſche Begabung, die ihm eigen war, und von der ich ein wenig auch geerbt habe; leider nicht alles. Mein Vater verſtand es, die Klangfarbe irgend eines Dialektes, den er gehört hatte, auf das getreueſte wiederzugeben. Nicht nur den ſchleſiſchen Dialekt, den er in ſeiner Jugend nebenbei erlernt hatte, denn er ſelber hat zu Hauſe auch nur „hochdeutſch“ ſprechen dürfen und geſprochen, ſondern ich habe ihn auch die öſterreichiſche, die oſtpreußiſche und die ſchleswig-holſteiniſche Mundart in ganz erſtaunlicher Weiſe nachahmen hören. Es kam dazu immer bei Erzählungen beſtimmter Erlebniſſe, die er mit Leuten aus dieſen Gegenden gehabt hatte und wo denn dieſe Leute in ihrer eigenen Sprache redend eingeführt wurden. Und dann beſonders auch bei der Erzählung von Anekdoten, die in dieſen Gegenden ſpielten. Es paſſierte ihm dabei, daß er ein Wort oder eine Flexionsform falſch brauchte, das heißt ſo, wie es innerhalb dieſer Mundart unmöglich war, aber immer kam der K l a n g dabei richtig heraus. Und ich habe mir ſchon in meiner Jugend darüber Gedanken gemacht, daß

der Klang bei einer Mundart doch vielleicht das Hauptſächliche wäre, wichtiger als die geſamten Artikulationen. Vielleicht beruht auf dieſer Erkenntnis meine ganze Beobachtung der Kindesmundart. Jedenfalls aber muß ſolche Erkenntnis die allgemein übliche Hochſchätzung der Schriftſprache ſtark herabmindern, denn gerade von der Klangfarbe gibt die Schriftſprache denn doch ſchlechterdings gar nichts wieder.

Noch auf eins möchte ich aufmerkſam machen, obwohl das manchem Leſer noch weiter ab vom Wege erſcheinen wird als vieles von dem, was bisher ſchon dageweſen iſt. Mein Vater verſtand es auch vorzüglich mit Pferden und mit Hunden zu ſprechen. Ich glaube, das können nur ſolche würdigen, die ſich ſelber ſehr viel und ſehr verſtändnisvoll mit Pferden und Hunden beſchäftigt haben, denn die wiſſen, daß dieſe Tiere ganz erheblich mehr von unſerer Sprache verſtehen als wir annehmen. Und doch iſt es ſicher, daß die Tiere keinerlei begriffliches Denken, alſo n i ch t s von dem haben, was wir in irgend einer Weiſe gewohnt ſind als Sprachvorſtellungen anzuſehen. Es kann ſich da nur handeln um ganz beſtimmte Stimmungsmodulationen, die einzig und allein durch die Klangfarbe reguliert werden. Es iſt das übrigens eine Sache, in der noch ſehr viel zu erforſchen ſein wird. Eine ſorgfältige Darſtellung alles deſſen, was beſtimmte einzelne Hunde nachweisbar verſtehen und wodurch ſie das kundgeben, könnte vielleicht unverſehens auch einmal zu einer erheblichen Bereicherung der Sprachwiſſenſchaft führen. Denn vielleicht würde es dadurch möglich, einiges vom Seelenleben des noch nicht ſprechenden Kindes

objektiver zu erfaſſen, als das jetzt möglich iſt. Sicher iſt das Seelenleben des neugeborenen Kindes der Anlage nach unendlich erhaben über das Seelenleben auch des allerintelligenteſten Hundes. Aber in dem augenblicklichen Stand der Ausbildung ſind doch Analogien da, deren ſtrengere Beobachtung ſehr wertvoll wäre. Ich möchte da auf eins gleich hinweiſen. Ich habe immer mit lebhafteſtem Intereſſe zugehört, wenn Leute, die viel mit Pferden zu tun gehabt haben, von den Pferden erzählten. Sie wußten das Verhalten der Pferde in lebendigſter Weiſe ſo zu ſchildern, daß man das Pferd vor ſich ſah, und — wenigſtens ein Erzähler, an den ich dabei denke, machte es ſo — das wurde dadurch erreicht, daß das Pferd direkt als ſprechend eingeführt wurde. Das Pferd machte ſich ſeine beſtimmten Gedanken, wenn es ein anderes Tier, eine Brücke, brennende Holzſtücke auf dem Weg und dergleichen ſah, und die ſprachlichen Wendungen, die dabei gebraucht wurden, brachten direkt beſtimmte uns bekannte Bewegungen der Pferde uns vor Augen. Nun, etwas genau Analoges habe ich immer bei kleinen Kindern geſehen und ſelber ausgeführt, hauptſächlich zwar bei meinen eigenen, gelegentlich aber auch bei fremden. Ich habe ihr Mienenſpiel und ihre Bewegungen mit Kommentaren begleitet, in denen ich ausſprach, was ein Erwachſener in ähnlicher Lage bei ähnlichem Mienenſpiel und ähnlichen Bewegungen ſagen oder doch denken würde. Es gelingt das mitunter, ja eigentlich faſt immer in ganz erſtaunlicher Weiſe. Vielleicht liegt das doch daran, daß die eigentlichen Aktionen des Lebeweſens aus einer allgemeinen

ſeeliſchen Spannung, alſo aus beſtimmten Stimmungsmodifikationen hervorgehen und daß das begriffliche Denken, das wir als die Hauptſache anzuſehen gewohnt ſind, eigentlich zunächſt nur eine Begleiterſcheinung iſt, die auf beſtimmten höheren Stufen der Entwicklung hinzukommt. Wenn das aber der Fall iſt, dann hat es den allergrößten Wert, ſolche Stimmungsmodifikationen beim noch nicht redenden Menſchen und auch beim Tier auf das ſorgfältigſte zu beobachten. Vielleicht, ja wahrſcheinlich wird man auf dieſem Wege ſogar zur ſicherſten Feſtſtellung der Unterſchiede zwiſchen Menſchen- und Tierſeele kommen, nach denen die Wiſſenſchaft ſchon lange, wenn auch bisher ohne beſonderes Glück ſucht. Denn was bisher über dieſe Dinge geäußert wird, das ſind Reflexionen von ſolcher Höhe, daß ſie ſich in die gemeine Wirklichkeit der alltäglichen Beobachtung gar nicht herablaſſen.

Von ſolchen Betrachtungen war ich natürlich in der Zeit, die ich jetzt ſchildere, alſo in meiner Schulzeit, durchaus entfernt. Nur die grundlegende Stimmung dafür war entſchieden vorhanden. So gerne ich las — ich kann es eigentlich nicht mehr *gerne* nennen, ich muß *leidenſchaftlich* ſagen — um den abendlichen Erzählungen meines Vaters zuzuhören, ließ ich doch die Bücher liegen. Ja, ich kam manchmal herein, wenn ich an bekannten Wendungen hörte, daß irgend eine bekannte Geſchichte für irgend jemand noch einmal neu erzählt wurde, weil ich ſie gern noch einmal mit anhören mochte. Wenn man mir nun damals geſagt hätte, daß der Grund meines Intereſſes ein Wohlgefallen an lebendiger Sprechſprache wäre, ſo würde ich das wahr-

ſcheinlich gar nicht verſtanden, anderenfalls aber vermutlich auf das entſchiedenſte abgelehnt haben. Ich war überzeugt, daß die erzählten Dinge ſelber mich intereſſierten und daß alles, was das Intereſſe weckte und ſtärkte, in den Dingen ſelbſt und nicht etwa irgendwie in der Darſtellungsart läge.

Das Bewußtſein von Verſchiedenheiten der Darſtellungsart iſt bei mir überhaupt erſt ſehr ſpät erwacht. Ich entſinne mich nicht, daß ich jemals irgend ein Buch wegen „ſchlechter Sprache" abgelehnt hätte, ich verſchlang alles, was mir in erreichbare Nähe kam. Ganz beſonders auch ſämtliche Schullesebücher, die im Beſitz aller meiner Bekannten waren. Und das war eine nicht unbeträchtliche Menge. Auch alles was von Indianergeſchichten irgendwie erreichbar war, und dann ſehr frühzeitig Romane aller Art in Journal-Leſezirkeln, Zeitungen uſw. habe ich verſchlungen, ohne jemals an der Sprache Anſtoß zu nehmen. Mit größter Begeiſterung las ich auch Schiller, deſſen Dramen ich halbwegs auswendig konnte, und dann Mommſens „Römiſche Geſchichte". Durch einen Zufall weiß ich, daß ich ſchon im Alter von elf Jahren in dieſem Werk ſehr gut Beſcheid wußte. Wir wurden einmal in der Quarta von einem Lehrer nach unſerer Lektüre gefragt, und als ich dabei Mommſen nannte, wurde mir geſagt, das verſtünde ich ja doch nicht. Dagegen erhob ich ſofort ſehr entſchieden Einſpruch, und ich habe den Eindruck, als ob ich durch die Art dieſes Einſpruchs meinen Lehrer überzeugt hätte. Damals war ich, wie ich mich im Anſchluß daran entſinne, auch gewöhnt, von demſelben Lehrer in meinen Aufſätzen regelmäßig die beſte Zenſur zu erhalten,

was mir auch ſpäterhin noch in mehreren — freilich nicht in allen — Gymnaſialklaſſen ſo gegangen iſt.

An Schiller und Mommſen ſchloſſen ſich dann für mich ſpäter Shakeſpeare und von der Unterprima an Goethe, der mir dann ſchnell alles andere überragte. Bei Goethe entſinne ich mich auch zuerſt ein beſtimmtes Gefühl für die „Schönheit des Stils" gehabt zu haben. Auch Mommſen hatte mich mit fortgeriſſen, und ich kannte große Partien aus ſeiner „Römiſchen Geſchichte" halb auswendig. Aber da waren es einzelne ganz beſtimmte Wendungen, die mich packten, bei Goethe war es der Klang der Sprache und dann die zarte Weiſe, in der er bei der Schilderung die Sache behutſam und zierlich anfaßt, ſtatt mit derben Griffen zuzupacken, was er ja ſonſt übrigens ebenſogut verſtand. Aber wenn mir in meinen Aufſätzen oder in meinen Briefen irgend eine Wendung oder Schilderung ſo gelang, wie ich es von Goethe her im Gefühl hatte, dann war ich immer ganz beſonders mit mir zufrieden. Und wie geſagt, es war *der* Goethe, der ſich von dem engen Anſchluß an die Sprechſprache, der ſeine erſten Schriften auszeichnet, im fortſchreitenden Alter immer mehr entfernt hatte. Ich habe denn auch den zweiten Teil des Fauſt von vornherein mit derſelben Begeiſterung geleſen wie den erſten Teil. Unter all meinen Bekannten war ich doch wohl der Einzige, der ihn wirklich geleſen hatte, und ich habe auch nachher in den etlichen Jahrzehnten, die ich mich dann weiterhin in der Welt umgeſchaut habe, doch immer nur vereinzelte Menſchen gefunden, die wirklich den zweiten Teil aus eigener Lektüre kannten und

ſich nicht mit dem Referat in irgend einer Literaturgeſchichte oder in irgend einem Kommentar begnügt hatten.

Ich ſage das alles ſo ausführlich, um recht deutlich zu zeigen, wie weit ich eigentlich in meiner Jugend von der Altersmundart entfernt war. Den zweiten Teil des Fauſt werden doch wohl die meiſten der Leute, die ſich über ſolche Sachen überhaupt Gedanken machen, zu einer Schreibart rechnen, die von der Sprechſprache und der Altersmundart ſo weit wie nur irgend möglich entfernt iſt. Daß dieſe Meinung meiner Überzeugung nach irrig iſt, tut dabei nichts zur Sache; ich ſchreibe augenblicklich nicht für mich, ſondern für meine Leſer.

Aber noch auf eins möchte ich hinweiſen: Das, wodurch die Schriftſprache ſich am allerentſchiedenſten von der geſprochenen Sprache und ganz beſonders von der Kindermundart unterſcheidet, das iſt die Vermiſchung der Bilder, wie man ſie findet, wenn jemand uns rät, den „Strom der Zeit an der Stirnlocke zu faſſen", oder die Hoffnung ausſpricht, daß der „Zahn der Zeit über dies oder jenes Ereignis Gras wachſen laſſen werde". In der ganzen ungeheuren Lektüre meiner Jugendzeit iſt mir meiner Erinnerung nach nur ein einziges falſches Bild aufgefallen und das war der „goldene" Baum des Lebens, der nach Mephiſto „grün" iſt. Darüber entſinne ich mich gelegentlich mit Schulkameraden geſcherzt zu haben, aber im Ernſt nahm ich keinenfalls Anſtoß daran. Ich meinte eben, das müſſe ſo ſein, und darin, daß man ſolche Worte ſo ſchön zuſammenſtelle, beſtünde eben die höhere Schreibart der Poeſie.

„Richtig" war für mein Sprachgefühl überhaupt alles, was vor der Grammatik und der ſchulmäßigen Stiliſtik beſtand. Und dafür hatte ich ein ſehr ſicheres Gefühl, ſo daß ich ſehr oft von meinen Mitſchülern bei der Abfaſſung ihrer Aufſätze zu Rate gezogen wurde. Ich ließ mir das gerne gefallen und half auch gerne, aber die ſprachlichen Sünden, die ich dabei auszumerzen hatte, verfolgte ich mit grimmigem Spott, wodurch ich mir bei meinen Mitſchülern wenig Liebe erwarb. Dazu trug auch bei, daß ich die Gewohnheit, von der ich ſchon ſprach, das ſchlechte Sprechen anderer zu tadeln und zu beſſern, bis in meine Primanerzeit und noch länger beibehielt. Ich bildete mir eben auf mein „richtiges", das heißt ſchriftmäßiges Deutſch ſehr viel ein. Davon iſt übrigens noch eine Gegenprobe in meiner Erinnerung. Ich kam im Alter von acht Jahren aus Schleſien in eine ſchleswig-holſteiniſche Stadt und hatte dabei natürlich Gelegenheit, von meinen Spielkameraden das Plattdeutſch zu erlernen. In den erſten Jahren ging das ganz gut, und ich ſprach, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, mit ſchleswig-holſteiniſchen Spielkameraden gern plattdeutſch. Da paſſierte es mir einmal in der Tertia, daß ich in einem ſolchen Geſpräch ausgelacht wurde, weil ich das Wort l e w e r (lieber) falſch ausgeſprochen hatte. Ich hatte l e w w e r geſagt. Dies Mißgeſchick nahm ich mir ſo zu Herzen, daß ich ſpäter auf den Gebrauch dieſer Sprache faſt ganz verzichtet habe. Falſch geſprochen zu haben, das litt meine Ehre nicht. Ich bin meiner Erinnerung auch ganz ſicher, daß ich viele von den ſprechſprachlichen Wendungen, die ich jetzt

unbedenklich im „Hauslehrer" brauche, als Kind und als junger Menſch niemals gebraucht habe. Ich könnte darauf ſchwören, daß ich niemals den Dativ zum Fürwort ſein geſetzt habe, alſo niemals geſagt habe „dem Mann ſein Hut" oder etwas ähnliches, obwohl ich mich dieſer Wendung in den Erzählungen meines Vaters erinnere.

Für mich war alſo in Beziehung auf die deutſche Sprache das erreicht, was man durch die typiſche Gymnaſialbildung erſtrebt: das Schriftdeutſch war in etwas mehr als gewöhnlichem Umfange meine wirkliche Sprechſprache geworden, weswegen es mir damals auch ſehr viel leichter fiel als jetzt eine „formvollendete" Rede zu halten. Das gehörte für mich zur formalen Bildung. Und daß dieſe formale Bildung nur erreicht werden könne durch gänzliche Abkehrung von der falſchen und unlogiſchen Sprechweiſe der Kinder und der ungebideten Leute, das hat mir zwar damals niemand ausdrücklich geſagt, aber es war ſicherlich der Grundſtock meiner Überzeugung, und wenn mir jemand die Formulierung ſo ausgeſprochen hätte, ſo würde ich ſicherlich entſchieden zugeſtimmt haben.

Alſo wenn irgend welche Freunde der Schriftſprache jetzt gegen mich zu Felde ziehen und vermuten, daß mir das Gefühl für die Bedeutung der Schriftſprache abgeht, ſo trifft mich das ganz und gar nicht. Ich habe das Gefühl vielleicht ſtärker und entſchiedener gehabt, als irgend einer von denen, die ſich jetzt gegen die Kindermundart wehren.

Ich habe übrigens, wie der Leſer gleich ſehen wird,

gar kein Recht mich darüber zu beschweren, wenn die Bekehrung der Gegner zur Kindermundart langsam geht und wohl gar mehrere Jahre in Anspruch nimmt; denn wenn ich jetzt überlege, wieviel Zeit ich eigentlich dazu gebraucht habe, bis ich von meiner ursprünglichen Sinnesart soweit gelangt war, daß ich wußte, was Altersmundart ist, so kommen doch ziemlich zwanzig Jahre heraus. Soviel kann ich nun allerdings meinem geneigten Leser nicht zugestehen; mit dem vierten Teil muß er sich schon begnügen, da jeder Weg ein ganz Teil gangbarer ist, sobald er zum erstenmal gegangen ist, und da andererseits die Wegstrecke doch schon wesentlich verkürzt ist durch den Fortschritt, den seitdem die Sprachwissenschaft gemacht hat, worüber ja im vorigen Kapitel schon einiges angedeutet wurde.

Die Sprachwissenschaft und zwar ganz besonders Steinthal ist es, der mich zuerst aufgerüttelt und aufmerksam gemacht hat. Noch als ich Gymnasiast war, wies mich ein Lehrer, dem ich außerordentlich viel verdanke, auf die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft hin, die damals noch existierte und von den Begründern, Lazarus und Steinthal, herausgegeben wurde. Da fand ich zum erstenmal eine ganz andere Sprachbetrachtung, als ich sie bisher gewohnt war. Die außerordentlich starke Wirkung eines Aufsatzes über die Assimilation und die Attraktion ist mir noch heute sehr lebhaft im Gedächtnis.

So kam ich denn auch bald zu dem Buch, in dem ich den ersten Ansatz zu einer Betrachtung der Kindermundart gefunden habe, zu Steinthals Einleitung in die

Psychologie und Sprachwissenschaft. Daß dort viele Kapitel den ersten Sprechversuchen eines Kindes gewidmet waren, frappierte mich ganz außerordentlich. Kleine Kinder, ja, überhaupt eigentlich wohl alle Kinder, waren für mich damals noch ebenso sehr Gegenstand der Verachtung, wie sie es für die meisten Erwachsenen sind. Ich war froh aus dem Zeitalter der Kindheit herausgekommen zu sein; ich glaube die meisten Abiturienten haben dieselbe Empfindung. Ich entsann mich, daß ich mich als Kind immer danach gesehnt hatte älter zu sein, und war danach überzeugt, daß jedes Kind sich naturgemäß aus der Kindheit herausssehne und daß man ihm keinen besseren Gefallen tun könne, als ihm bei dieser Sehnsucht behilflich zu sein. Also was zur Ausbildung eines Kindes nach herkömmlicher Meinung nötig war, suchte ich gerne jedem Kinde zu übermitteln, das in meine Nähe kam. Ich habe schon als Sekundaner und Primaner sehr viel unterrichtet, aber ich weiß ganz genau, daß ich damals weit entfernt war von der Erkenntnis, daß jede der Altersstufen des Kindes seinen besonderen Wert habe. Für mich waren sie alle nur Durchgangsstufen zu dem höheren Ziel, zum Erwachsen-sein. Kind-sein war eine Unvollkommenheit, ein Zustand, den man sich nicht schnell genug abgewöhnen könnte.

Und nun gar ein kleines Kind, das noch nicht sprechen kann! Ja, ein Wesen, das noch mancherlei Dienste bedarf, deren bloße Erwähnung mir schon ekelhaft war. Wenn mir noch kurze Zeit, ehe ich Steinthals Buch las, irgend jemand gesagt hätte, ein gelehrter Mann könne sich mit dem

Geſtammel und Kauderwelſch eines ſolchen kleinen Weſens ernſthaft beſchäftigen, ich glaube, ich hätte ihm ebenſo ins Geſicht gelacht, wie jetzt noch die Gegner der Kindermundart über das „Geſtammel“ und das „Kauderwelſch“ der Kinder lachen.

Aber Steinthal war doch unzweifelhaft ein gelehrter Mann; er war ſogar Profeſſor, wenn auch außerordentlicher. Auf den Unterſchied gab ich damals wenig. Vor einem Profeſſor aber hatte ich im elterlichen Hauſe gelernt die allergrößte Hochachtung zu haben. Der Name hatte bei uns einen ehrwürdigeren Klang als ſelbſt Geheimrat oder Miniſter. Denn Geheimrat und Miniſter konnte jemand durch Konnexionen werden, aber Profeſſor werden konnte nur der, der wirklich in der Wiſſenſchaft etwas leiſtete, alſo der das tat, was nach meinen damaligen Gefühlen das höchſte auf der Welt war. Dazu kam die Verehrung, mit der mein verehrter Lehrer von Steinthal ſprach. Dann aber ſchließlich das Buch ſelbſt. Mir wurde daraus erſt klar, was Sprachwiſſenſchaft überhaupt iſt; daß der Urmenſch, der die Sprache ſchafft, nicht in irgend welchen unwirtlichen Gegenden Amerikas oder Auſtraliens, nicht in den zeitlichen Fernen der Jahrtauſende zuhauſe iſt, ſondern daß man ihn allüberall in unſeren Kinderſtuben finden kann, da jeder Menſch die Erſchaffung der Sprache von neuem zu leiſten hat. Das war ein Gedanke von ganz gewaltiger Kraft. Bei der Sprachwiſſenſchaft iſt er freilich noch nicht ganz durchgedrungen, er findet vielfach noch halbe und ganze Gegnerſchaft. Man meint, daß das Kind die erſte Sprache

ebenfalls durch Nachahmung lerne. Wer das behaupten kann, der hat nicht einmal die Problemſtellung begriffen, wie ſie bei Steinthal, wie mir ſcheint, doch mit überzeugender Klarheit zu ſehen iſt.

Mir war es jedenfalls ſofort vollſtändig klar, daß der ſprechende Menſch ſich ſelbſt nur dadurch verſtehen kann, daß er merkt, wie der andere Menſch ihn verſteht. Und dann, daß die Sprache ihren Urſprung hat in der Eigenſchaft, die der Menſch mit ſehr vielen Lebeweſen teilt, nämlich auf beſtimmte äußere Einwirkungen ganz unbewußt durch beſtimmte Laute zu reagieren.

Die Lehre Steinthals im einzelnen darzulegen iſt hier nicht der Ort, da die Sprache des erſt ſprachſchaffenden Kindes noch nicht eigentlich als Kindermundart bezeichnet werden kann. Es handelt ſich, wie auch Steinthal ſelbſt bemerkt, bei einem ſolchen Kinde durchaus nicht um die Mundart allein, ſondern das Sprechen oder das erſt unbewußte und ſpäter mehr und mehr bewußt werdende Tönen als Reaktion auf äußere Einwirkungen iſt keine Bewegung, die etwa nur die Muskeln der Atmung in Bewegung ſetzt, nein, es iſt ein förmlicher Krampf, der den ganzen Körper durchzieht. Das Kind ſpricht noch mehr, als es der Erwachſene immerhin noch tut, mit dem ganzen Körper, mit Kopf, mit Händen und mit Füßen. Beſtimmte Bewegungen des Kopfes, des Rumpfes, der Arme und Beine gehören zu einzelnen Äußerungen genau ebenſo weſentlich, wie die Laute, die dabei ertönen. Und es iſt eine

Unvollkommenheit der Beobachtung, wenn auf dieſe Bewegungen nicht ſehr ſorgfältig Rückſicht genommen wird. Erſt wenn das Kind mehrere Jahre alt wird, gewinnen die ausgeſtoßenen Laute unter ſich einen größeren Zuſammenhang, den wir dann mit dem Wort Mundart bezeichnen. Die enge Beziehung zu beſtimmten anderen Körperbewegungen geht dabei übrigens keinenfalls verloren.

Die Wandlung, die ich durch das Studium des Steinthalſchen Buches durchmachte, müßte eigentlich ein jeder durchmachen, der die Kindermundart im tiefen Grunde verſtehen will. Wir haben neuerdings ganz treffliche Bücher über die Sprache der Kinder in den erſten Lebensjahren, alſo wirkliche Beobachtungen über die Sprachentſtehung bei dieſen Kindern. Jedes ſolche Buch iſt eine im höchſten Maße dankenswerte Leiſtung, und es gibt keines von ihnen, das nicht in irgend einer Hinſicht bleibenden Wert hätte. Dennoch ſcheint mir keins von denen wenigſtens, die ich kenne, geeignet zu ſein, das Steinthalſche Buch g a n z zu erſetzen. Alle dieſe neueren Bücher teilen eigentlich ſehr viel mehr Einzelbeobachtungen mit als Steinthal. Bei Steinthal wiegt durchaus die philoſophiſche Betrachtung vor. Aber oft ſcheint es mir ſo, als ob die wenigen Beobachtungen Steinthals doch mehr zur Aufhellung beitrügen als die viel zahlreicheren Beobachtungen anderer. Und das mag daran liegen: die neueren Bücher — ich ſpreche immer mit Einſchränkung auf die, die ich kenne, es mögen, ja, es werden ſogar manche exiſtieren, von denen ich nichts erfahren habe — alſo die neueren Bücher ſind von Männern geſchrieben,

die ſich keine ſelbſtändige Meinung von der Entſtehung der Sprache geſchaffen haben, ſondern die irgend eine gewiß in den meiſten Fällen philoſophiſch ſehr wohl begründete und auch von ihnen ſelbſt ſehr gut nachgedachte Theorie der Sprache ſich angeeignet haben. Aber dieſe Aneignung iſt, wie mir ſcheint, für derartige zarte Dinge immer eine Gefahr. Ich meine, da gibt es nur zwei Wege, die man mit Sicherheit gehen kann. Entweder man beſchränkt ſich ganz und gar darauf, Beobachtungen aufzuzeichnen und verzichtet auf jede weitergehende Deutung; dann liefert man unter Umſtänden ein ſehr brauchbares Material. Oder man ſtellt ſich zu den Beobachtungen ſo, daß man ſich von ihnen die Theorie diktieren läßt, alſo daß man ſich beim Beobachten der kleinen Kinder in ihrer Sprachſchaffung ſelbſt eine vollkommen neue Sprachphiloſophie ſchafft. Das iſt nicht ſo unmöglich und nicht ſo ungeheuerlich, wie mancher Leſer im erſten Augenblick glauben mag. Es iſt vielmehr ſogar der Weg, den ich eigentlich meinen verehrten Leſern anraten möchte; denn mit dem andern Weg, von dem ich eben ſprach, iſt es immerhin noch eine beſondere Sache. Wenn man nicht aus den Beobachtungen ſelbſt die Sprachphiloſophie neu erſchafft, ſondern unter Nichtbeachtung aller früheren Sprachphiloſophien oder Theorien, die man kennt, reinweg beobachten will, ſo wird man ſich in den meiſten Fällen unbewußt um ſo entſchiedener von irgend einer beſtimmten Theorie beeinfluſſen laſſen, je ſicherer man glaubt, vollkommen frei zu beobachten. Es iſt das ein Leiden, das in der Naturwiſſenſchaft überall zu beobachten

iſt. Die Leute, die da meinen, ſie kümmerten ſich lediglich um die Erfahrung und ließen ſich von keinerlei Theorie beeinfluſſen, die ſind meiſtens in irgend einer beſtimmten Theorie ſo ſehr befangen, daß ſie nicht einmal ſelber etwas davon merken.

Gewiß werden nun die Beobachtungen dadurch nicht wertlos, daß ſie durch eine beſtimmte Theorie beeinflußt worden ſind; aber ſie ſind eben nicht mehr rein objektiv, ſie ſind ſchon ein klein wenig verzerrt. Wer die Urſache der Verzerrung, alſo die beſtimmte Theorie, herauserkennt, der kann ſich vielfach auch aus der Verzerrung das objektive Bild ſelber herſtellen. Aber das iſt doch auch ſchon ein Umweg.

Ich ſehe den hohen Wert der Steinthalſchen Darſtellung eben darin, daß ſie uns lehrt, Beobachtungen philoſophiſch zu machen, das heißt: nicht eine beſtimmte vorher erlernte oder erleſene Theorie bei Betrachtung der Dinge anzuwenden, ſondern ſich mit ſeinem ganzen Erkennen in die Dinge zu verſenken und ſo an Erkenntnis alles das herauszuholen, was man herausholen kann.

Ich verſpreche mir alſo wirklich wenigſtens bei manchen der Leſer, die ich zum Studium Steinthals anzuregen hoffe, eine ſolche Umwandlung des Erkennens; und dieſer Umwandlung bedarf es, um der Kindermundart die ihr gebührende Anerkennung zu verſchaffen.

Zum mindeſten kann ich bezeugen, daß die Umwandlung bei mir ſehr ſtark war. Sie bezog ſich nicht nur auf das Gebiet der Kinderſprache, ſondern auf das Geſamtgebiet des Sprechens und Denkens überhaupt. Ich kam

dazu, mich von den Büchern mehr und mehr loszulösen und als eigentliche Gegenstände psychologischer Erkenntnis die um mich herum lebenden Menschen und auch mich selbst anzusehen. Jeder, der soweit kommt und dem es gelingt, bei jedem Alltagsgespräch plötzlich psychologisch zu beobachten, der erfüllt die Vorbedingungen für ein Studium der gesprochenen Sprache und der Altersmundarten.

Gewiß ist das nicht so leicht, wie das hier niedergeschrieben wird. Denn unter zehn Fällen gerät man wenigstens neunmal in das gewöhnliche Verfahren zurück, das ich ja für mich selbst in den vorstehenden Zeilen ausreichend geschildert habe: man freut sich an den Gegenständen, über die der andere spricht, das heißt, wenn man sich dafür interessiert; man hat auch ein bestimmtes Gefühl für die Annehmlichkeit der Darstellungsweise; aber dieses Gefühl gelangt kaum jemals ins Bewußtsein, und keinenfalls kommt man — wie gesagt, immer in neun von zehn Fällen — dazu, die Erzählungsweise und die Sprechweise des andern selbst zum Gegenstand der Erkenntnis zu machen, also sich zu sagen: „Dies und das hat er vortrefflich erzählt, diese Wendung war ganz besonders treffend, jene andere traf nicht ganz, hierbei stand uns ein farbenprächtiges Bild vor Augen, bei jener anderen kurzen Erzählung bekamen wir nur eine flüchtige Skizze" usw. Also auch wenn wir wirklich auf die Möglichkeit solcher Beobachtung eingestellt sind, auch dann machen wir wirklich solche Beobachtungen höchstens in einem Fall unter zehn. Und das ist auch gut so. Ein

Leben, deſſen täglicher Verkehr beſtändig mit pſychologiſchen Beobachtungen begleitet wäre, dürfte doch eine ungeheuerliche Belaſtung für den darſtellen, der es führt. Ich kann aus eigener Erfahrung verſichern, daß ſolche Beobachtungen mitunter recht anſtrengend ſind, da man eigentlich immer zwei Gedankengänge nebeneinander zu führen hat. Man muß erſtens *im Denken des anderen mitgehen* und alles das ſeeliſch miterleben, was er uns ſeeliſch miterleben laſſen will; und man muß dann zweitens noch *über* dieſes ſelbe Verfahren *nachdenken* und das, was im Augenblick dann geſchieht, mit anderen ähnlichen pſychologiſchen Vorgängen vergleichen. Genug, ein Geſpräch unter ſolchen Umſtänden ſtrengt an. Ich kann das jetzt aus täglicher Anſchauung verſichern, da ich den größten Teil meiner Unterrichtsgeſpräche ſo führe und da ich nur auf dieſe Weiſe meine Kenntnis der Kindermundart friſch erhalte. Und bei allem, was gegen die Kindermundart geſchrieben wird, kann ich immer leicht erkennen, wie dem Darſtellenden das, was er pſychologiſch hätte beobachten ſollen, einfach durchgegangen iſt. Er hat nicht beobachtet, ſondern ſich nur fortreißen laſſen, ſelbſt dann wenn er hinterher darauf ſchimpft.

Alſo ich habe ſchon im Beginn meiner Studentenzeit dieſe Beobachtung lebender Menſchen eine Zeit lang auch ſehr viel energiſcher betrieben, als ich es jetzt, von den Unterrichtsſtunden abgeſehen, tue, und ich bin feſt überzeugt, daß nur dieſe Vorarbeiten mich befähigt haben die Kindermundart zu erkennen.

Die Beobachtung der anderen und die Beobachtung

des eigenen Seelenlebens muß dabei Hand in Hand gehen. Ich muß mit einigen Worten davon ſprechen, weil dieſe Grundbedingung der Pſychologie noch von ſo vielen Leuten verkannt wird, mitunter ſogar auch von ſolchen, die die Wiſſenſchaft amtlich zu vertreten und zu lehren haben. Die ſchlichte Beobachtung irgend eines ſeeliſchen Vorganges an irgend einem anderen Menſchen iſt nämlich einfach unmöglich. Wir ſehen und hören immer nur materielle Vorgänge. Die einzige Seele, die uns zur Beobachtung offen liegt, iſt für jeden ſeine eigene. Und nun iſt es nicht anders möglich, wenn wir an einem anderen irgend eine pſychologiſche Beobachtung machen wollen, als daß wir ſeine körperlichen Äußerungen, wozu übrigens auch die Sprache gehört, ſeeliſch auslegen durch irgend einen ſeeliſchen Vorgang, den wir bei derſelben oder einer ganz ähnlichen körperlichen Äußerung an uns ſelber beobachtet haben. Alſo, wenn man ein Fremdwort geſtattet, Interpretation der körperlichen Äußerungen anderer durch Ergebniſſe der Beobachtungen, die man am eigenen Körper und am eigenen Seelenleben gemacht hat. Das iſt wirklich die einzige Möglichkeit überhaupt pſychologiſch zu erkennen. Und wenn man das bei Einzelergebniſſen vernachläſſigt und nun glaubt, durch Häufung der Beobachtungen den Fehler wieder ausgleichen zu können, ſo gleicht man durchaus dem Bäcker, der jedes Brot ein klein wenig unter dem Herſtellungspreis verkaufte und in Hinſicht deſſen, was dabei für ihn herauskommen ſollte, für ſich den Troſt hatte: Die Menge muß es bringen.

Es ist übrigens jedem, der einigermaßen auf diese Beobachtungsart geschult ist, außerordentlich auffallend, wie ungenau und wie handgreiflich falsch oft die Beobachtungen der Leute sind, die solche Schulung nicht haben. Grade auf dem Gebiet der Kindermundart kann man da die ergötzlichsten Erfahrungen sammeln. Ich will hier nur einen ganz markanten Fall erzählen, der deswegen bemerkenswert ist, weil es sich um einen sonst wirklich ganz unzweifelhaft leistungsfähigen Beobachter handelt, um keinen Geringeren als um Arno Holz, der bekanntlich über Dichtung und Sprache geradezu vortreffliches geschrieben hat. Ihm ist die Kindermundart ein Problem, zu dem er sich noch nicht endgültig gestellt hat. Er hatte früher einmal, wie ich zu meiner lebhaften Freude aus einer Mitteilung im „Heiligen Garten" ersah, den Plan gefaßt, die Märchen der Gebrüder Grimm so nachzuerzählen, wie sie ein Kind dem andern erzählen würde. Da haben wir also doch das vollkommenste Verständnis dafür, daß selbst die trefflichen Märchen der Gebrüder Grimm noch nicht Kindermundart, noch nicht die eigentliche Sprechsprache des Volkes sind, sonst hätte sich in Arno Holz gar nicht das Bedürfnis nach einer solchen Darstellung regen können. Gleichzeitig sagt aber Arno Holz über das, was ihm bisher von gedruckter Kindermundart vor Augen gekommen ist, daß es ihm als mühsamer Versuch von Erwachsenen erscheine, die Kindermundart äußerlich nachzuahmen. Bei dem Beispiel, das er dafür beibringt, ist ihm allerdings ein kleines etwas scherzhaftes Mißgeschick begegnet, denn diese „kümmerlich gequälte Nachahmung" der kindlichen Sprache,

die er dabei meint, ist von einem Kinde geschrieben. Nun, dieses Mißverständnis ist sehr verzeihlich. Wir werden später noch darauf zurückkommen, daß Kinder schon sehr früh mit der Schrift naturgemäß allerlei von der Schriftsprache in sich aufnehmen, so daß man sehr schwer Kinder, die schon irgendwelchen Unterricht genossen haben, findet, die noch ihre eigene Sprache schreiben können. Aber das, worauf ich eigentlich hinaus wollte, ist noch etwas anderes. Arno Holz sagt: ein Kind sagt nicht sieben mal in kurzer Zeit „da."

Hierbei kann ich nun meine geschätzten Leser zu einer Beobachtung anregen. Ich bitte sie, im Gespräch auch mit gebildeten Leuten einmal auf dieses Wörtchen „da" oder auf die Verbindung „und da" zu achten; aber nicht wenn über politische oder wissenschaftliche Fragen diskutiert wird, sondern wenn der andere irgendwelchen Vorgang aus seinem Leben oder den er beobachtet hat, rasch und lebhaft erzählt. Grade dabei freilich stellen sich alle die Schwierigkeiten ein, von denen wir vorhin schon sprachen. Man wird von einem guten Erzähler leicht so fortgerissen, daß man es gänzlich vergißt, auf die einzelnen Worte acht zu geben, die er spricht. Ich sage also voraus, daß die Beobachtungen nur selten gelingen werden. Aber wenn sie gelingen, dann wird man Summen von solchen „da's" und „und da's" herausbekommen, über die man geradezu staunen wird.

Wir in unserm Kreise machen grade dieses Experiment, das übrigens grundlegend für die Erkenntnis der Kindermundart ist, recht häufig und zwar naturgemäß mit besonderer Vorliebe mit denen, die die immer wieder vorgebrachte

Behauptung, ſo viel „da's" und „und da's" ſpräche man nicht, ſelber uns noch einmal vorführen. Wenn dann ein ſolcher Kenner der Kindermundart zum Erzählen gebracht wird, dann wird er vielleicht beim neunten oder zehnten „da" oder „und da" unterbrochen und ihm wird die Zahl mitgeteilt. Auch da verhalten die Menſchen ſich noch verſchieden. Etwa die Hälfte erinnert ſich, da es ſich um Vorgänge handelt, die nur wenige Minuten zurückliegen, noch ganz wohl allerdings etliche „da's" gebraucht zu haben; aber andere leugnen mit großer Energie und voller Überzeugung. Deswegen tut man gut, einen oder mehrere Mitbeobachter als Zeugen daneben zu haben.

Sehr hübſch war ein ſolches Experiment, das wir gleich in einer unſerer erſten Geſamtunterrichtsſtunden in der Hauslehrerſchule machten. Da war ein Junge, der auch ein gewähltes Deutſch ſprechen kann, im übrigen aber auch eine urwüchſige Sprechſprache beherrſcht. Der leugnete auch, daß die „und da's" ſo häufig gebraucht würden; und da das am Beginn der Stunde war, ſo ſagte ich, wir würden doch gelegentlich einmal aufpaſſen, wieviele „und da's" der Junge ſelber gebrauchen würde, wenn er etwas erzählte. Wir kamen nun auf andere Dinge zu ſprechen, und etwa in der Mitte der Stunde wurde, gar nicht einmal durch mich, ſondern durch irgend einen Schüler dieſer ſelbe Junge veranlaßt, in längerer Erzählung ein Erlebnis mitzuteilen. Wir ließen ihn bis zu Ende auserzählen, und dann wurde mit großem Jubel von denen, die nachgezählt hatten, die Summe der „und da" angegeben. Es waren 130. Einhundert und

dreißig! Ich muß das in Buchſtaben ausdrucken laſſen, weil jeder Leſer die einfache Ziffer für einen Druckfehler halten würde.

Dieſem Jungen wurde nun durch die Beobachtung keinerlei Seelenſchmerz bereitet. Er amüſierte ſich ſelbſt köſtlich darüber. Aber ſolchen Leuten, die ſchon über derartige Dinge etwas geſchrieben und in Druck gegeben haben, iſt eine ſolche Beobachtung nicht immer eben ſo angenehm, wenngleich ſie wirklich mitunter ſehr nötig wäre.

Ich hoffe mit dieſen Ausführungen dem Leſer die Wichtigkeit ſolcher Beobachtungen vor Augen geführt zu haben und will nun fortfahren in der Erzählung, wie es mir ſelber dabei ergangen iſt.

Die Sache liegt nämlich keineswegs ſo, daß mit der Überzeugung von der Notwendigkeit, pſychologiſche Beobachtungen an lebenden Menſchen zu machen, nun gleich ſich eine Verachtung der Bücher und der Literatur und dann auch der Schriftſprache, in der ſie verfaßt ſind, bei mir eingeſtellt hätte. Ganz und gar nicht. Davon, daß die Literaturſprache die höchſte Blüte ſprachlicher Entwicklung wäre, blieb ich nach wie vor überzeugt, und ich hielt mich mit meiner gymnaſialen Bildung und der Sprachgewandtheit, die ich ihr verdankte, für allen Menſchen überlegen, die nicht ähnliche Leiſtungen aufzuweiſen hatten. Es wird mir jetzt förmlich ſchwer, mich in meine damalige Stimmung zurückzufühlen und zurückzudenken. Mir ſcheint es jetzt ſo, daß man ſich der Unzulänglichkeit dieſer akademiſchen Sprache doch jedesmal bewußt werden müßte, wenn man mit irgend einem

Menſchen aus dem Volke über irgendwelche beliebigen Dinge in ein etwas tieferes Geſpräch kommt. Bei den gewöhnlichen Unterhaltungen über die Bedürfniſſe des täglichen Lebens kommt man ja bei jedermann auch mit der „gewählten" Sprache durch. Die Leute halten einen nur für ein bißchen verrückt, aber das iſt ja weiter kein Unglück, ſie verſtehen einen wenigſtens und geben einem die Auskunft die man haben will, oder was man ſonſt von ihnen verlangt. Aber man kommt doch ſehr leicht einmal in die Verlegenheit über irgend etwas mit ihnen ſprechen zu müſſen, was nicht zu dieſen alleralltäglichſten Erſcheinungen gehört. Und ganz beſonders kommen die Leute dazu, die amtlich irgendwie mit dem Volk zu tun haben. Und da, ſcheint mir jetzt, müßte doch eigentlich jeder akademiſch gebildete Menſch vermöge ſeiner akademiſchen Bildung merken, daß er eine Sprache ſpricht, die der andere nicht verſteht.

Nun, nach meinen pſychologiſchen Beobachtungen und nach der Erinnerung an meinen damaligen Seelenzuſtand iſt das wirklich ſo; der akademiſch Gebildete merkt ſehr gut, daß der andere ihn nicht verſteht. Er merkt es wenigſtens ebenſo häufig, wie der Lehrer es merkt, wenn ſeine Schüler ihn nicht verſtehen. Aber beide helfen ſich dann ſeeliſch in derſelben Weiſe. Der akademiſch gebildete Menſch glaubt von dem nicht ſo hoch gebildeten, der Lehrer von den Schülern, ſie wären eben z u d u m m, um ihn zu verſtehen. Und damit iſt das Problem aufs beſte gelöſt und jeder Anlaß zu weiterem Nachdenken und Forſchen mühelos beſeitigt.

Es ist mir doch auch aus mehreren Einzelfällen sicher erinnerlich, daß es mir ebenso gegangen ist. Ich wußte über alles, wovon ich überhaupt etwas kannte, in sehr wohlgesetzter Rede zu sprechen, und wenn mich da jemand nicht verstand, so war es ganz klar, daß er zu dumm dazu war. Und wenn ich damals schon die Schriften der Gegner der Kindermundart gelesen hätte, die aber leider erst fast dreißig Jahre später geschrieben worden sind, dann hätte ich wahrscheinlich so formuliert: „Leute, die zu dumm sind, um meine klaren Darlegungen zu verstehen, die müssen eben so lange warten, bis sie geistig so weit gefördert sind, daß sie sie verstehen können; dann ist alles in Ordnung.“ Aber da mir, wie gesagt, diese Literatur damals noch nicht zu Gebote stand, so begnügte ich mich mit dem einfachen Urteil, daß sie zu dumm wären.

Da brachte mich nun die Beobachtung an anderen und die Selbstbeobachtung plötzlich von meiner erhabenen Stellung herunter. Ich kam in meinem dritten Studiensemester nach Berlin und lernte hier nach einiger Zeit einige gleichaltrige Verwandte kennen, die in hiesigen Geschäften tätig waren. Keiner von ihnen hatte akademische Bildung; keiner verstand lateinisch oder griechisch. Ich fühlte mich also geistig unendlich erhaben über sie, und sie waren freundlich genug meine höheren akademischen Rechte anzuerkennen. Dabei waren wir in verwandtschaftlichem Verkehr sehr gut befreundet. Nun hatten sie aber als junge Kaufleute allerlei Kenntnisse, die mir vollständig fehlten. Das allein hätte mich weiter nicht beunruhigt, denn ich hatte auch schon auf

dem Gymnaſium gelernt, auf ſolche Dinge, die ich nicht kannte, mit einiger Verachtung herabzuſehen. Vielleicht hatte die Hauptſchuld daran ein einziges unvorſichtiges Wort eines einzelnen Lehrers, der im übrigen ein recht tüchtiger Pädagoge war. Er war aber klaſſiſcher Philologe und hatte wenig Achtung vor der Naturwiſſenſchaft; und da ließ er ſich, wahrſcheinlich ohne ſich irgend etwas dabei zu denken, gelegentlich einmal eine recht abſchätzende Bemerkung über die Zoologie als die „Beſchäftigung mit den Viechern" entſchlüpfen. Das hat ſehr ſtark auf mich gewirkt. Denn es iſt ſehr angenehm, feſt zu glauben, daß die Kenntniſſe, die man ſelber nicht hat, völlig wertlos wären.

Nun aber trieb ich damals mit großem Eifer Nationalökonomie und dazu fehlten mir vielfach gerade die Kenntniſſe, die meine Verwandten durch ihre geſchäftlichen Erfahrungen hatten. Und da machte es ſich von ſelbſt, daß ich ſie gelegentlich fragte und daß ſie mir allerhand Einzelheiten des Geſchäftsverkehrs auseinanderſetzten. Und da ſchwirrte mir dann eine Summe von Kunſtausdrücken um die Ohren, von denen mir trotz des nationalökonomiſchen Studiums die meiſten noch durchaus unbekannt waren. Das gewöhnliche Mittel des vornehmen Ignorierens der unverſtandenen Wörter half da nicht, weil ſonſt das Geſpräch gar nicht hätte weiter geführt werden können. Ich mußte alſo nachfragen, um Erklärungen bitten und mir auseinanderſetzen laſſen, was ich nicht verſtand. Und da merkte ich doch mit einiger Beſchämung, daß meine Verwandten dieſe Erklärungen mit größerem Geſchick gaben,

als ich es bei meinen akademiſchen Erzählungen über allerhand ſchwierige Dinge ihnen gegenüber vermocht hatte. Denn ich verſtand, wenn auch mitunter erſt nach mehrfachem Nachfragen, ſchließlich doch immer, was ſie mir erklärten, während mir es nicht immer gelungen war, das, was ich erklären wollte, zum Verſtändnis zu bringen. Und ich erinnere mich wohl, daß ich bei manchen Fragen, die mir zu dumm erſchienen, ſchließlich mein hochmütiges Lächeln gezeigt hatte, während ich nun keinem derartigen hochmütigen Lächeln begegnete, ſondern dem immer artigen Bemühen, meinen Fragen gerecht zu werden.

Damals iſt mir zuerſt das Gefühl gekommen für den Wert der Sprache „einfacher Leute", wie die akademiſch Gebildeten ſolche Mitmenſchen zu nennen pflegen. Aber wohl gemerkt, erſt ein Gefühl, und keine Erkenntnis. Nur eins wurde mir damals klar, daß es Berufsmundarten gäbe, in die man ſich ebenſo ſorgfältig hineinarbeiten müſſe wie in die Ortsmundarten und wohl gar in fremde Sprachen.

Damit war aber auch das hochmütige Ablehnen zu Ende und ich habe mich ſeitdem immer bemüht, mich mit den Leuten, mit denen ich ins Geſpräch kam, wirklich zu verſtändigen. Das heißt, ich habe niemals mehr in meiner früheren Art große akademiſche Auseinanderſetzungen losgelaſſen, ſondern habe ſo kurz wie möglich das geſagt, worauf es im Augenblick ankam, und mich im übrigen durch Gegenreden und Fragen meiner Mitunterredner leiten laſſen.

Ganz beſonders kam mir das gleich im Anfang bei meinem Unterricht zu ſtatten, und hier doch wohl ſchon in

einer Weiſe, die direkt als Vorbedingung für eine ſpätere Behandlung der Kindermundart aufgefaßt werden muß. Ich ſuchte nämlich mit den Schülern ebenſo ins Einvernehmen zu kommen, wie ich das eben beim Verkehr zwiſchen akademiſch Gebildeten und anderen geſchildert habe, durch gegenſeitiges Weitertaſten, durch Fragen und Antworten. Und dabei ergibt ſich ganz von ſelbſt, daß man die Frage des Schülers ſo gelten läßt, wie ſie geſtellt wird und nicht etwa irgendwie, ſei es auch nur ſprachlich, „zurecht rückt". Denn das wußte ich nun aus eigener Erfahrung, daß ich meine eigene Frage, wenn man ſie ins Kaufmänniſche „zurecht gerückt" hätte, ſtatt ſie zu beantworten, ſchließlich ſelber gar nicht mehr verſtanden haben würde. Es iſt das doch wohl eigentlich erheblich mehr als was mit der gewöhnlichen Wendung „auf die Individualität eines Kindes einzugehen" gemeint iſt. Denn das Individuelle und beſonders die Individualität, alſo die Geſamtheit deſſen, was an dem Kinde individuell iſt, die iſt doch wohl nicht die Hauptſache dabei. Ja, ich möchte ſagen, das grade Gegenteil iſt richtig, das Kind wird *nicht* als etwas individuelles angeſehen, ſondern als etwas, das Geſamtwert hat. Das wird verſtändlicher ſein, wenn ich auf die vorhin angeführte Steinthalſche Äußerung zurückweiſe, daß der Einzelne ſich ſelber nur verſteht, wenn er merkt, daß er von den andern verſtanden wird. Als „den andern" ſchlechthin muß man das Kind anſehen, wenn man in ſolcher Weiſe mit ihm ſpricht, alſo als den *Mithelfer, den man braucht, um in einem gegebenen Augenblick Sprache*

entſtehen zu laſſen. Auch das iſt eine Erkenntnis, die ich Steinthal verdanke und mit der die Möglichkeit nicht nur der Kindermundart, ſondern der Sprache überhaupt erſt erklärt wird: Daß Sprache nicht etwas Feſtes, Geronnenes, Äußerliches iſt, ſondern daß ſie in jedem Augenblick, wo man ſpricht, neu entſteht, daß die Wörter, ja die Sätze, die man im Augenblick ſpricht, ſolchen, die früher vielleicht ſchon unzählige Male geſprochen worden ſind, zum Verwechſeln ähnlich ſind, das ſteht dieſer Meinung nicht entgegen. Sieht doch auch jede neu hervorwachſende Blume ihren gleichlebenden Artgenoſſen und ihren Vorfahren zum Verwechſeln ähnlich, und doch iſt ſie, ſo wie ſie da iſt, ein ganz neues Gewächs.

Aber noch einen weiteren Schritt habe ich mich damals der Erkenntnis der Kindermundart genähert, und auch dieſen Schritt noch zu tun kann ich dem geſchätzten Leſer nicht dringend genug raten. Wenn man in dieſer Weiſe mit einem Kinde aufmerkſam redet, ſo bleibt einem der Klang der von dem Kinde geſprochenen Worte ein wenig in der Gefühlserinnerung, das heißt, man kann ſich nachher vergegenwärtigen, ob das Kind dieſen oder jenen Ausdruck gebraucht hat oder nicht. Und ſo habe ich mir dann ſelbſt größere Wiſſensgebiete ſchon damals gelegentlich ſo zurechtgelegt, wie es zunächſt für beſtimmte einzelne Kinder und dann für alle Kinder überhaupt zweckmäßig erſchien, und zwar immer ſo, daß ich mir dabei das einzelne mir bekannte Kind als redend vorſtellte und dann den Klang der Worte daraufhin prüfte,

ob er ſich mit meiner Vorſtellung von dem Kinde vertrug. Auf die pſychologiſche Tragweite dieſes pädagogiſchen Verfahrens kann ich hier natürlich nicht eingehen. Ich will nur kurz andeuten, daß man jede noch ſo verwickelte begriffliche Erkenntnis jedem Kinde zugänglich machen kann, wenn man es verſteht, die Verwicklung zu löſen, das heißt, die Erkenntnis in ihre Beſtandteile aufzulöſen und dieſe Beſtandteile einzeln an die Kinder heranzubringen. Was ein ſolcher „einzelner Beſtandteil" iſt, das erkennt man eben nur mit Hilfe der Kinderſprache. Es iſt das, was man unter Vorausſetzung des früheren der Kinderſprache neu hinzufügen kann. Dieſes pädagogiſche Verfahren habe ich das Prinzip der Iſolierung der Schwierigkeiten genannt, und ich meſſe ihm einen Wert bei, der ganz abgeſehen von der pädagogiſchen Verwendung vorhanden iſt, denn man kann auf dieſe Weiſe eben auch einzelne Seelenvorgänge als ſolche herausſondern und geſondert erkennen. Und das iſt, ſcheint mir, für die Pſychologie von geradezu grundlegender Wichtigkeit.

Wenn ich mir dieſe Sachen jetzt ſo ins Gedächtnis zurückrufe, dann meine ich, ich hätte eigentlich ſchon damals unmittelbar zur Erkenntnis der Kinderſprache gelangen müſſen, denn es iſt kaum aufzuweiſen, was eigentlich noch fehlt. Ja, ich bin überzeugt, daß jeder meiner geneigten Leſer, der, meinen Anregungen folgend, die entſcheidenden Verſuche nachmacht, dadurch nicht nur zur Anerkennung, ſondern auch zu einer recht gründlichen Kenntnis der Kindermundart

gelangen wird. Aber jetzt ist die Sache auch schon dadurch erleichtert, daß es eine Literatur in Kindermundart gibt, die damals noch erst geschaffen werden sollte.

Diese Schöpfung nun verdanke ich meinen eigenen Kindern. Da war es nicht mehr ein gelegentliches zufälliges Zusammensein zu irgendwelchen womöglich gar von anderen bestimmten Unterrichtszwecken, sondern da war es ein ganzes großes gemeinsames häusliches Leben, das mir die Entstehung der Kindersprache immer wieder vor Augen führte. Und ganz allmählich erging es mir auch so, wie es jedem ergeht, der eine fremde Sprache erlernt: man kommt über das Tasten und Versuchen doch schließlich hinaus und man erwirbt sich eine gewisse Sicherheit im Gebrauch der Sprache. Ich glaube nicht, daß meinen eigenen Kindern jemals eine Erklärung, die ich ihnen auf ihren Wunsch gegeben habe, unverständlich geblieben ist. Anders als auf ihren Wunsch habe ich meinen Kindern überhaupt nichts erklärt. Das hinzuzufügen ist nicht unwichtig, denn von allen unverstandenen Erklärungen sind wahrscheinlich die meisten ohne den Wunsch und viele gegen den Wunsch der Hörer gegeben worden.

Aber, wie gesagt, das ging erst ganz allmählich so. Erst ganz allmählich habe ich mir diese Fertigkeit angeeignet unter häufig nicht geringen Mühen. Und dem Leser einen großen Teil dieser Mühen zu ersparen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es steht dabei die Auffindung der Kindermundart mit der ganzen freieren Unterrichtsweise in Verbindung, zu der ich mich seit nun mehr als einem Viertel-

jahrhundert bekenne — was ja viele Tausende auch tun — die ich aber allen Hindernissen zum Trotz, soweit meine Kräfte reichen, in die Wirklichkeit eingeführt habe. Und das haben nicht ganz so viele andere getan.

Nur in dieser freieren Unterrichtsweise ist es überhaupt möglich, im Unterricht etwas von der Kindermundart zu merken. Die altüberkommene Unterrichtsweise, die immer noch viel weiter verbreitet ist, als im Interesse unseres Volkes zu wünschen wäre, bringt ja an die Kinder nicht nur fertige Erkenntnis, sondern sogar fertig in Worten und Sätzen formulierte Erkenntnis heran. Das Kind wird angehalten diese Formulierungen zunächst seinem Gedächtnis einzuverleiben; und schließlich ist das das Wichtigste, was vom Schüler verlangt wird. Je mehr vom neuzeitlichen Geiste in die Lehrer und in die ganze Schule hineinkommt, um so mehr ist man bestrebt dahin zu wirken, daß sich die Schüler wenigstens bei der Mehrzahl der Formulierungen auch etwas denken. Auch da verzichtet man freilich in sehr vielen Fällen noch darauf, daß die Kinder sich das Richtige denken. Man formuliert das gelegentlich so, daß die Kinder diese auswendig gelernten Sätze als einen „kostbaren Schatz für das Leben" mit sich trügen und sie dann im Leben selbst, wenn die äußeren Erfahrungen es mit sich brächten, gelegentlich in wirkliche Erkenntnis umsetzen könnten. Es ist das eine Formulierung, die um deswillen gut klingt, weil wohl jeder einige Erfahrungen dafür beibringen kann. Jedem ist es einmal begegnet, daß er ein Lied im Gedächtnis behalten, ein geflügeltes Wort jahrelang, ja jahr-

zehntelang im Gedächtnis gehabt, oft ausgesprochen, ja sogar oft genug durchdacht hat, und daß ihm dann erst urplötzlich einmal das Verständnis dafür aufgeht. Dann ist man wirklich überrascht, welchen Schatz man im Gedächtnis so lange mit sich herumgetragen hat, ohne seinen wirklichen Wert zu kennen.

So gewiß nun auch solche Einzelbeobachtungen richtig sind, so wenig sind sie, wie mir scheint, geeignet, verallgemeinert zu werden oder gar als Grundlage des gesamten Unterrichts zu dienen, wie das leider bisher noch vielfach der Fall ist. Wir stehen hier wieder vor dem großen Unterschiede zwischen den beiden Sprachauffassungen, also der, die die lebendige Sprache, d. h. das wirklich gesprochene Wort als das Wesentliche ansieht, und der, die das niedergeschriebene und gedruckte als das Wertvollste betrachtet. Und hierbei gerade habe ich die persönliche Erfahrung gemacht, daß wirklich, wie im ersten Kapitel angedeutet wurde, die seit Jahrtausenden überlieferte lateinische Grammatik geradezu die Hochburg dieser Sprachauffassung ist. In dem Verfahren, das ich eben geschildert habe, durch das ich also die einzelnen Wissensgebiete zunächst für einzelne bestimmte Kinder und dann für die gesamte Kindheit selbst durcharbeitete, zerbrach mir naturgemäß diese lateinische Grammatik unter den Händen. Es ist mir gar nicht etwa eingefallen auf diesen Erfolg auszugehen; ich habe nicht einmal die Absicht gehabt, die mir schon bekannten Gesetze der neueren Sprachwissenschaft auf diese lateinische Grammatik anzuwenden. Nein, ich wollte weiter nichts, als die

lateiniſche Grammatik, zunächſt die Formenlehre, ſo einrichten, daß beſtimmte einzelne Schüler, zum Teil für Sprach-erlernung wenig begabte Schüler, ſie *ohne Zwang und ohne Strafen, ohne Kummer und ohne Tränen* erlernen konnten. Und da ging mir ſchon bei meinem damaligen geringen Geſchick in der Beobachtung der Kinderſprache — ich ſpreche jetzt von einer Zeit, die über ein Vierteljahrhundert zurückliegt — das ganze Lehrgebäude der lateiniſchen Formenlehre in Trümmer und, ohne daß ich im mindeſten darauf ausgegangen wäre, kam doch die Formenlehre, die ich im geiſtigen Verkehr mit meinen kleinen Schülern herſtellte, den ſprachwiſſenſchaftlich richtigen Formulierungen ganz ungleich näher als die überlieferte lateiniſche Grammatik. Auch das iſt wieder ein Beweis dafür, daß man die *Geſetzmäßigkeit der Sprache*, aber auch jeder Sprache, am beſten *durch Beobachtung des kindlichen Denkens*, durch ſorgfältige Betrachtung der Kindermundart erkennen kann.

Ich muß aber, um dieſe Schilderung vollſtändig zu machen und um Stimmungen vorauszuſagen, die dem Leſer, wenn er ſich mit der Kindermundart wirklich befaſſen will, nicht erſpart bleiben werden, hier noch mit wenigen Worten ſchildern, welchen Eindruck meine Umwandlung der lateiniſchen Formenlehre auf mich ſelber gemacht hat. Ich kam mir wirklich zu manchen Stunden faſt wie ein Tempelſchänder vor. Es überraſchte mich daher nicht allzuſehr, als mir ſpäter, wie ich die Kindermundart in die Literatur einführte, dieſer ſelbe Vorwurf gemacht wurde.

Ich betrachtete mich ſelbſt, wie man in der guten Geſellſchaft den anſieht, der umſtürzleriſche Tendenzen hegt. Die fünf Deklinationen zu beſeitigen und durch zwei, die konſonantiſche und die vokaliſche, zu erſetzen, die vier Konjugationen ganz und gar zu einer einzigen Konjugation zuſammenzuſchmelzen — ja, ich war dazu genötigt worden durch den Zwang, unbegabten Kindern über die ungeheueren Schwierigkeiten der Paradigmenerlernung hinwegzuhelfen. Und wenn ich mich daran erinnerte und wenn ich das Ergebnis meiner Arbeit anſah, ſo wußte ich ja auf das genaueſte von der Notwendigkeit jedes einzelnen Stückes meiner Arbeit. Und doch gab es Stimmungen, wo mir das Ganze als verabſcheuungswürdige Revolution, als frevelhaftes Taſten an den Heiligtümern der Überlieferung vorkam.

Genau ſo iſt ſpäter den Gegnern der Kindermundart die ganze Lehre von der Kindermundart und die Kindermundart ſelbſt vorgekommen. Mir ſelbſt nicht! Ich war gegen dieſe Stimmung ſchon immun geworden durch die Erlebniſſe an der lateiniſchen Grammatik.

Mein Unterrichtsprinzip war nun alſo, das ganze Unterrichtsverfahren lediglich auf das Intereſſe der Kinder zu begründen, das heißt alſo den kindlichen Geiſt vollkommen frei wachſen zu laſſen, ohne irgendwelche Verſuche zu machen das Wachstum nach dieſer oder jener Richtung hin zu drängen oder in dieſer oder jener anderen Richtung zu hemmen. Die Gegner haben das als pädagogiſche Anarchie bezeichnet und glauben damit eine berechtigte Verdammung ausgeſprochen zu haben. Das Wort ſelbſt

ſchreckt mich nicht. Einzelne meiner Freunde haben es mit Stolz auf ihr eigenes Verfahren angewendet, wie denn ja ſchon öfter in der Geſchichte Scheltworte der Gegner zu Ehrennamen geworden ſind. Aber als Verdammungsurteil kann ich dieſen Ausſpruch eigentlich nur dann anſehen, wenn er von der römiſch-katholiſchen Kirche kommt. Nur dieſe iſt im Beſitz nicht nur der Wahrheit ſchlechthin, ſondern auch der Mittel alle Erſcheinungen des Lebens im Lichte dieſer Wahrheit zu betrachten und auf dieſe Wahrheit hin abzuſtimmen. Die Tradition innerhalb einer herrlich aufgebauten Kirche, deren Schlußſtein die Unfehlbarkeit des Papſtes iſt, kann allen Zweifeln begegnen und läßt daher die Möglichkeit zu, das Geiſtesleben des Kindes gleichermaßen wie das Geiſtesleben des tüchtigſten Univerſitätsgelehrten zu beherrſchen. Da weiß man eben, was Wahrheit und was Erkenntnis iſt. Dieſe Erkenntnis bringt man an das Kind heran, und wenn das Kind ſich ſträubt ſie aufzunehmen, ſo iſt dieſes Sträuben unzweifelhaft auf ſolche Mächte zurückzuführen, die der Kirche, alſo auch der Wahrheit feindlich ſind. Wer da dieſem Sträuben der Kinder nachgeben wollte und wer ſich gar von dem Intereſſe der Kinder auf deſſen eigene Bahnen lenken laſſen wollte, der verdiente den Titel Anarchiſt als Verdammungswort.

Aber ich meine, bei uns, die wir der römiſch-katholiſchen Kirche nicht angehören, liegt die Sache doch weſentlich anders. Wir haben keine beglaubigte Wahrheit, zum mindeſten keine in wiſſenſchaftlichen Dingen. Für uns, meine ich, gilt jede wiſſenſchaftliche Wahrheit doch immer nur mit dem Vor-

behalt, daß sie jeden Augenblick durch bessere Beobachtungen, durch neuere Erfahrungen beseitigt werden kann. So sind wir denn ja auch noch außerordentlich empfindlich, wenn den Gelehrten, den Forschern irgendwelche Wahrheiten aufgezwungen werden sollen. Wenn ein Forscher sich dagegen wehrt und wenn er das Recht in Anspruch nimmt, seine Gedankengänge vollkommen frei zu gehen, dann verurteilen wir ihn keineswegs als Anarchisten, sondern wir sympathisieren mit ihm und verdammen jeden, der diese Freiheit beschränken will.

Wir „pädagogischen Anarchisten" tun nun nichts anderes, als daß wir dieselbe Gerechtigkeit, die jeder gebildete Mann für den Universitätsprofessor wünscht, auch für das Kind wünschen, indem wir meinen, daß das Recht freier Forschung, das Recht darauf, in seinen eigenen Gedankengängen nicht gewaltsam gestört zu werden, nicht erst jenseits des Doktorexamens beginnt, sondern schon mit dem Menschen geboren wird. Wir denken von allen Weistümern, die wir in der lateinischen Grammatik und in anderen Büchern aufgespeichert haben, nicht höher als von der Glaubenslehre der römisch-katholischen Kirche. Wir halten auch die Formulierungen der lateinischen Grammatik, ja alle Formulierungen auch der allerneuesten und allermodernsten Wissenschaft für zerbrechliches Menschenwerk; für ein Werk, das gut und nützlich zum Gebrauch sein mag, aber das den Menschen, auch den heranwachsenden Menschen, auch den Kindern dienen, nicht sie beherrschen soll.

Das ist nun trotz aller freiheitlichen Redensarten, die

auf dem Gebiet der Pädagogik ebenso hoch im Kurse sind wie überall sonst, doch noch einigermaßen paradox. Am allerparadoxesten wirkt es aber auf die meisten immer noch da, wo es die allererste Geltung hat, auf dem Gebiet der Sprache. Daß das Kind die „Anfangsgründe" aller Wissenschaften erst „lernen" müsse und daß es auch seine Muttersprache erst „erlernen" müsse, das ist doch wohl noch die Überzeugung von 99 Prozent aller unserer Mitmenschen, und wir stoßen daher noch überall an mit unseren Formulierungen, daß *jedes Kind* die Anfangsgründe der Wissenschaften und die Sprache *selber neu erschaffen* muß.

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, diese Theorien vollständig zu entwickeln. Wir müssen uns immer wieder auf das beschränken, was für die Auffindung der Kindermundart von Wichtigkeit war und für jeden, der sich selbst auch diese Erkenntnis verschaffen will, wieder von Wichtigkeit sein wird.

Also ich war überzeugt, daß *jedes Kind* sich die Anfangsgründe aller Wissenschaft und aus diesen heraus eine *Weltanschauung selber schaffen* muß und, was mehr ist, auch schaffen *will*. Der Geist des Kindes strebt mit derselben Energie nach wissenschaftlicher Erkenntnis und nach Weltanschauung, wie der Körper danach strebt zu seiner vollen Größe emporzuwachsen. Das körperliche Wachstum kann man künstlich hemmen und hat es ja vielfach getan. Es künstlich zu fördern ist, glaube ich, überhaupt kaum versucht worden. Jedenfalls nicht anders als dadurch, daß man nach Möglichkeit alle Schädigung von dem Körper

fernhielt und dem Körper Gelegenheit gab, ſich auf das kräftigſte zu betätigen. Genau ebenſo iſt es nun mit dem Geiſt. Ich glaube wirklich, daß wir uns über die Möglichkeit, das geiſtige Wachstum zu fördern, ſehr großen Täuſchungen hingeben, daß wir aber das geiſtige Wachstum weit öfter und weit entſchiedener gehemmt haben, als das mit dem körperlichen Wachstum jemals möglich geweſen iſt.

Ich hatte alſo dieſes geiſtige Wachstum an Kindern ſchon längſt im Zuſammenhang beobachtet, ehe ich eigene Kinder hatte und ehe ich mich zu einer wirklichen Erkenntnis der Kindermundart durchgerungen hatte. Ich hatte aufgefunden, daß die Grundſeelenkräfte, alſo etwa das, was Kant als die Kategorien aufgewieſen hat, als geiſtige Organe etwa dieſelbe Rolle ſpielen wie die wichtigſten körperlichen Organe, und daß die natürliche Wachstumstendenz des Kindes dahin geht, dieſe Grundſeelenkräfte vollkommen zu entwickeln. Im einzelnen habe ich das im „Lehrgang der Zukunftsſchule" ausgeführt, der fertig geſchrieben war, ehe ich ſelbſt Kinder hatte.

Aber als ich dieſen „Lehrgang" aufſchrieb, da dachte ich doch noch an etwas ähnliches wie den herkömmlichen Unterricht. Gewiß wollte ich den Kindern ganz und garnichts aufnötigen, aber ich wollte doch die Außendinge planmäßig in die Nähe der Erkenntnisorgane der Kinder bringen, um ſo das Wachstum des Geiſtes planmäßig zu fördern. Dieſe ſyſtematiſche Tendenz haben mir denn meine Kinder einigermaßen entzweigemacht, da ihre Wachstumstendenzen mitunter überraſchend anders waren, als ich es nach allgemeinen Beobachtungen angenommen hatte. Und ſo blieb mir denn immer wieder

nur das übrig, wovon ich faſt Jahrzehnte früher ausgegangen war: in jedem einzelnen Fall mit dem Geiſt jedes Kindes und vor allem mit der Sprache des Kindes Fühlung zu ſuchen. Und damit war denn wirklich alles getan. Wir blieben im Verkehr miteinander; die Kinder fragten, ſobald ſie etwas wiſſen wollten, und ich gab ihnen dann die Antwort, nach der ſie begehrten. Ich habe ihnen niemals Steine ſtatt des Brotes gegeben, ſoweit ich überhaupt Brot hatte.

Und da ereignete ſich denn auch wieder etwas, das für meine Stellung zur Kindermundart entſcheidend war. Das Intereſſe der Kinder erſtreckte ſich auf Dinge, von denen man ſonſt annimmt, daß ſie gänzlich außerhalb des Bereichs dieſer Intereſſen liegen; ganz beſonders auch auf das Gemeinſchaftsleben, auf Politik und auf Nationalökonomie. Und da man dieſe Dinge nun in der Literatur noch niemals mit Kindern ausgiebig behandelt hatte, ſo fehlten mir da vollſtändig die Formulierungen der Literaturſprache, von denen ich hätte ausgehen können. Nationalökonomiſche und politiſche Bücher und Leitartikel, wie ſie für Studenten und akademiſch gebildete Zeitungsleſer geſchrieben und von den übrigen Leſern größtenteils doch nur mit halbem Verſtändnis mitgeleſen werden, eignen ſich natürlich für Kinder ebenſowenig, wie ſie ſich für die größere Hälfte ihrer tatſächlichen Leſer eignen. Und wenn ich, der ich ſelber auch ſolche Leitartikel nicht ungern geſchrieben hätte, nun einem Kinde Rede und Antwort ſtehen ſollte, da war mit allen wunderſchönen Wendungen, mit denen ich zu hantieren wußte, garnichts getan.

Und dabei entdeckte ich eben, daß ich tiefer als bisher in die Wissenschaft eindringen mußte, um den Kinderfragen standzuhalten. Es kann daher für mich nichts Lächerlicheres geben als die Phrase, daß ich mich in meinen politischen Hauslehrerartikeln zum Kinde herabließe, zum Kinde niederkauerte, wie man gerne nach einem neuerdings vielfach zitierten Distichon sagt, das vor hundert Jahren schon reaktionär war. Ich habe von einem Herablassen, von einem Niederkauern nicht das mindeste verspüren können. Ja, ich habe das Gegenteil sehr deutlich gemerkt. Es war die allerschärfste geistige Anspannung und die sorgfältige Durchdringung des Stoffes nötig, um alle die mir sonst doch schon längst bekannten Dinge in der Kindersprache zu formulieren. Und wenn ich von der Unbeholfenheit der Kindersprache reden höre, so muß ich immer des Leutnant Riccaut gedenken, der die deutsche Sprache eine plumpe Sprache nennt, weil sie für corriger la fortune nur das unbeholfene Wort „betrügen" hat. Ganz genau so verfährt die Kindermundart mit der Phrasensprache des wissenschaftlichen oder politischen Artikels. Gewiß, die Kindersprache klingt vielfach derber, wie es sicherlich auch derber klingt, wenn man „betrügen" sagt statt „das Glück verbessern". Und vielen Leuten ist es ganz besonders unangenehm, wenn sie durch den derben aber treffenden Ausdruck der Kindermundart urplötzlich mit der Nase darauf gestoßen werden, daß sie sich bei den herrlichen Phrasen, die sie bisher immer verwendet haben, gar nichts, wirklich gar nichts gedacht haben. Die Kindermundart umfaßt und benennt nur einfache

wirkliche Dinge und Vorgänge materieller und seelischer Art. Man muß also alles in die einfachsten Bestandteile zerlegen, wenn man es in der Kindermundart ausdrücken will. Und das versuche man einmal bei einem politischen Leitartikel oder bei einer wissenschaftlichen Abhandlung!

Ja, da sind wir freilich mit einer Ausrede schnell bei der Hand. Wir müßten bei einem Leitartikel und namentlich bei einer wissenschaftlichen Abhandlung gewisse *Vorkenntnisse* voraussetzen, sonst kämen wir nicht weiter. Dazu wären eben die Schulen da, um diese Vorkenntnisse beizubringen.

Nun ja, das mag sein, und daß man für ein Lesepublikum von wissenschaftlich gebildeten Nationalökonomen anders schreiben muß als für Kinder oder für Leute aus dem Volke, das kann man wohl zugestehen. Aber wer die Wissenschaft beherrscht, der müßte, scheint mir, auch jeden Augenblick imstande sein, sie in ihre einfachsten Bestandteile zu zerlegen und dann so zu sprechen, daß er nur mit diesen einfachsten Bestandteilen operiert. Ich mache es allwöchentlich so mit meinen Hauslehrerartikeln. Sonst aber sehe ich, besonders auch in der Wissenschaft, die sich selbst als *populär* bezeichnet, immer noch vorzugsweise das Bestreben mit den herkömmlichen Phrasen zu hantieren, vielleicht um sich darüber auszuweisen, daß man diese Phrasen gründlich erlernt hat. Ich habe aber doch den Eindruck, daß es meistens geschieht, weil man nicht so tief in die Sache eingedrungen ist, um mit den Grundbestandteilen sicher hantieren zu können. Ich schöpfe diese Überzeugung

aus Gesprächen. Wer da behauptet, daß er sich geniere, vor dem Publikum mit etwas anderem als mit den einmal wissenschaftlich approbierten Wendungen zu hantieren, der müßte dann doch wenigstens im Gespräch imstande sein, auf Verlangen einfacher zu denken. Und ich habe immer gefunden, wer wirklich auf Verlangen einfacher denken kann, der geniert sich auch nicht, einfacher zu schreiben und an Stelle der Phrase, die ja allerdings einen besseren und gebildeteren Klang hat, das treffendere einfachere Wort zu setzen. Ganz besonders amüsiert es mich aber immer, wenn man gelegentlich in Kritiken mir einzelne meiner derben oder „saloppen" Ausdrücke aufmutzt und sich dann die Mühe gibt, sie durch tadelloses Schriftdeutsch zu übersetzen. Regelmäßig kommen dabei Formulierungen heraus, die nicht etwa nur mir als waschlappig vorkommen, sondern die auch auf unsorgfältiges Denken zurückzuführen sind. Davon will ich nur ein Beispiel anführen, das mir ganz besonders geeignet erscheint, auf das Verhältnis zwischen der Sprechsprache und Kindermundart einerseits und dem papiernen Literaturdeutsch andererseits Licht zu werfen.

In einem meiner Artikel findet sich der Satz: „Da hat man früher auch gemeint, richtiges Latein, das wäre nur so, wie Cicero schreibt, und richtiges Griechisch, das wäre nur so, wie Isokrates schreibt." Diesen Satz greift einer der hauptsächlichsten Gegner des Rechts der Kindersprache heraus und stellt die schriftdeutsche Formulierung gegenüber. Er fragt: „Glaubt Otto wirklich, der Satz wäre unverständlicher, wenn er etwa sagte: ‚Früher hatte man gedacht, nur

Cicero ſchriebe richtiges Latein, und nur bei Iſokrates fände man richtiges Griechiſch?'."

Ich laſſe hier die äſthetiſche Seite der Sache, alſo welche von beiden Formulierungen kräftiger iſt, vollkommen beiſeite und halte mich nur an das Begriffliche. In der ſprechdeutſchen Formulierung iſt genau geſagt, was richtiges Latein iſt, nämlich „ſo wie Cicero ſchreibt". Wollte man es zu einem richtigen Ausdruck ſchriftdeutſch formulieren, ſo würde man ſagen müſſen: „Nur die Schreibweiſe Ciceros wäre richtiges Latein und nur die Schreibweiſe des Iſokrates wäre richtiges Griechiſch". Für jeden, der es mit dem Denken ernſt nimmt, iſt direkt Unſinn aus dem Satz gemacht. Wenn nur Cicero richtiges Latein ſchriebe, ſo wären unſere ſämtlichen Humaniſten und unſer ganzer Gymnaſialunterricht auf das fürchterlichſte blamiert, denn dadurch, daß man ebenſo ſchreibt wie Cicero geſchrieben hat, wird man doch nicht Cicero, und wenn nur Cicero richtiges Latein ſchreibt, tut's eben kein anderer. Noch ſchlimmer iſt die Verunſtaltung, die der zweite Teil des Satzes erfahren hat. „Nur bei Iſokrates fände man richtiges Griechiſch." Da iſt durchaus die Möglichkeit offen gelaſſen, daß Iſokrates der Herausgeber einer Anthologie wäre, die das richtige Griechiſch aus allen möglichen Schriften enthielte. Und das iſt nur einer der ſchändlichſten Moden des Schriftdeutſchen zu Liebe geſchehen, der Mode des Variierens. Nachdem der Gegner der Kindermundart eben geſchrieben hat, daß „nur Cicero ſchriebe" kann er nicht gleich wieder ſchreiben, „nur Iſokrates

ſchriebe," ſondern der Ausdruck muß variiert werden, wenn auch auf Koſten der Treffſicherheit und der Wahrheit.

Aber ſelbſt mit der richtigen, nicht durch unſorgfältiges Denken verdorbenen Formulierung, „nur die Schreibweiſe Ciceros wäre richtiges Latein," kann man bei Kindern und bei der großen Mehrzahl unſeres Volkes, den nicht akademiſch Gebildeten, nichts ausrichten. Der Ausdruck packt nicht. Und auch das liegt wieder daran, daß er an und für ſich viel zu unbeſtimmt iſt. Ein derartiger Ausdruck klingt dem Kinde und dem nicht akademiſch Gebildeten immer ſo, als ob wer weiß welche Geheimniſſe noch dahinter verborgen wären. Der Ausdruck „ſo wie Cicero ſchreibt" iſt dagegen der Kinderſprache entnommen und trifft eben deswegen den Nagel auf den Kopf. Denn die lebendige Sprechſprache und ganz beſonders die Kindermundart hat eben die Eigenheit, daß ſie unter hundert Fällen neunundneunzigmal den Nagel auf den Kopf trifft. Die Schriftſprache haut ſo oft ſchief und daneben, daß der Nagel oft gänzlich verbogen und überdies noch die angrenzende Wand zerſchlagen wird. — Ich berufe mich auf die eigene Beobachtung des geneigten Leſers, wenn er einen Tertianer fragt, warum er denn im Aufſatz eine ſchlechtere Zenſur erhalten hätte als der Primus, ob der dann antworten wird: „Die Schreibweiſe des Primus vermag ich eben nicht nachzuahmen," oder ob er ſagen wird: „So wie der ſchreibt, gefällt's eben dem Lehrer und ſo kann ich eben nicht ſchreiben."

Aber ich bin, um das, worüber wir gerade ſprachen, recht deutlich zu ſagen, den Ereigniſſen ſchon voraufgeeilt.

Denn in den ersten zehn Jahren, wo ich eigene Kinder hatte, habe ich doch nichts dazu getan, daß Kindermundart gedruckt oder auch nur aufgeschrieben wurde. Ich habe sie eben nur gesprochen und vor allem beobachten gelernt. Und das ist auch das erste, was ich jedem empfehle, der sich über Kindermundart ein Urteil bilden will: Er muß mit wirklichen, lebendigen Kindern sprechen, muß deren Sprache als richtig anerkennen und dann das, was er den Kindern sagen will, nur in der Mitte dieser Sprache ausdrücken. Man kann, wie gesagt, wirklich viel dabei, sowohl in Hinsicht auf die Sprache wie auch in Hinsicht auf die Dinge selbst, über die man spricht.

Wann mir zuerst der Gedanke aufgemacht ist, die Kindermundart wirklich, so wie ich sie spreche und wie ich sie von Kindern sprechen hörte, aufzuschreiben und drucken zu lassen, das weiß ich nicht mehr genau. Nur erinnere ich mich, daß die ersten Blätter eine so ähnliche Zeitschrift, wie der Hausfreund ist, zu begründen, sich an bestimmte Rubriken knüpfen, die ich in den Jahren 1895 und 1896 gemacht habe. Zur [illegible] kam es erst im Jahre 1898 als ich die „Deutsche Schulzeitung" herausgab. Damals [illegible] die [illegible] daß ein [illegible] in der [illegible] und daß [illegible] Bemerkung [illegible] daß [illegible] Sprache [illegible] das Werk des [illegible]

Bismarck aufkläre. Das packte mich sofort, und ich setzte mich hin, um ein „Lesestück vom Fürsten Bismarck" zu schreiben. Ich wollte in einem kurzen Lesestück Kindern verständlich das auseinandersetzen, was es mit Bismarcks Werk auf sich hat. Ich wollte das, *weil* ich schon längere Zeit mit meinen Kindern über solche Dinge gesprochen hatte und ich glaubte das in einem kurzen Lesestück zu können, *obwohl* ich mit meinen Kindern schon längere Zeit über solche Sachen gesprochen hatte. Beides ist von Wichtigkeit.

Denn zuerst ging das Schreiben ganz und gar nicht so glatt, wie ich das gedacht hatte. Ich bin schon von meiner Schülerzeit her gewöhnt, glattweg zu schreiben, und wenn beim Schreiben meine Feder überhaupt ins Stocken kam, dann legte ich sie weg. Und wenn ich denselben Gedankengang später fortsetzte, dann mußte wenigstens eine geraume Zeit verflossen sein. Hier beim Lesestück vom Fürsten Bismarck passierte es mir zum erstenmal, daß die Feder immer wieder stockte. Also in dem Augenblick, wo ich die Feder zur Hand nahm, tobte in mir noch einmal der ganze Kampf zwischen Schriftdeutsch und Sprechsprache, den ich vorher beim mündlichen Gebrauch der Sprache schon Jahrzehnte lang gekämpft hatte und siegreich beendet zu haben glaubte und den jetzt noch jeder neu zu durchkämpfen hat, wenn er sich zum erstenmal mit der Kindermundart befaßt. Ich schwankte hin und her zwischen den Ausdrücken, die mir mein literarisches Gewissen gebot, und denen, die mir mein pädagogisches und psychologisches Gewissen gebot.

Die ungeheure Macht der Gewohnheit war überdies noch auf ſeiten des literariſchen Gewiſſens.

Ich half mir mit einem praktiſchen Mittel. Für dieſe politiſchen Dinge intereſſierte ſich meine damals noch nicht ganz zehnjährige zweite Tochter am meiſten; und ſie ſprach noch eine recht unverdorbene Sprechſprache, da ſie damals noch ſo gut wie gar nichts geleſen hatte, während meine älteſte Tochter, die im Verkehr mit Kindern und beim Märchenerzählen die beſte Kindermundart ſprach, im Verkehr mit mir ſich hauptſächlich des Schriftdeutſchen bediente, das ſie als überaus eifrige Leſerin im Alter von zehn Jahren ſchriftlich und mündlich ſchon vollkommen beherrſchte. Ich verfiel nun darauf, mir bei allem, was ich niederſchreiben wollte, vorzuſtellen, wie es klänge, wenn meine zweite Tochter es ausſpräche. Es war alſo nur ganz konzentriert und bewußt angewendet dasſelbe Verfahren, wie ich es ſchon früher in unzähligen Einzelfällen bei beſtimmten Unterrichtszwecken verwandt hatte. Die literariſche Verwendung aber war dennoch neu und immerhin nicht ganz ohne Mühe. Und ich mußte ſchon ſehr gut geſtimmt ſein, wenn es mir gelingen ſollte, ſoviel von dem Leſeſtück, wie für eine Nummer der Schulreform nötig war, wenigſtens einigermaßen in einem Zuge zuſammenzubringen.

Und dann kam das zweite Wunderbare: daß nämlich die Arbeit auf das zehnfache des vorher geſchätzten Umfanges anwuchs. Da ich ſonſt gewohnt war, meine Aufſätze bis auf die Seitenzahl genau vorher zu berechnen, ſo war das für mich ein ganz beſonderes Ereignis, und ich

habe gerade daraus vom Weſen und vom Nutzen der Kindermundart noch beſonders viel gelernt. Es kommt eigentlich bei jeder Mundart, bei jeder Sprache und ganz beſonders auch bei der Kindermundart gar nicht ſo ſehr auf die Begriffe wie auf die ganze Stimmung an. Das iſt Anwendung einer Erkenntnis, über die wir uns ja weiter oben ſchon unterhalten haben. Es genügt nicht, die verwickelten Begriffe in ihre einzelnen Beſtandteile aufzulöſen und dieſe Beſtandteile dann der Reihe nach und allmählich zuſammenfügend zu den verwickelten Gebilden zuſammenzuformen, man muß die Sachen auch ſo ausſprechen, daß das Gemüt des Kindes daran teilnimmt. Und gerade das muß man aus den Klängen der Kinderſprache heraushören. Die Gegner der Kindermundart ſcheinen dafür überhaupt kein Organ zu haben. Es iſt mir öfter unerträgliche Breite, Weitſchweifigkeit, Abirren vom Hundertſten ins Tauſendſte vorgeworfen worden, wo ich für meine Perſon ganz ſicher bin, daß ich nur den Stimmungsgängen und der dadurch bewirkten Eigenbewegung der Vorſtellungen mir durchaus bekannter Kinder gefolgt bin. Es tut mir daher immer weh, wenn ich ſolche Urteile von Leuten höre, denen Kinder zur Erziehung anvertraut ſind.

Wenn man ein Gefühl für dieſen Stimmungsgang hat, ſo wird man davon ſicherer geleitet als von einer ſorgfältig gearbeiteten Dispoſition. Wer auf dieſe eigene Vorſtellungsbewegung genau acht gibt, kann bei jedem Arbeiten nach einer Dispoſition die Stückelung merken, die Stellen, wo man die Gedankengänge gewaltſam unterbrochen hat und

nun andere Gedanken ſo weiterführen muß, als ob man einfach denſelben Weg weiterginge. Gewiß, der Bequemlichkeit des Leſers kommt man durch ein Arbeiten nach der Dispoſition mehr entgegen, namentlich des Vielleſers unſerer Zeit, der überhaupt von jedem Abſatz wirklich nur einige Sätze ordentlich erfaßt. Dem kommt es mehr auf einen allgemeinen begrifflichen Zuſammenhang an, wie er eben durch eine Dispoſition am leichteſten hergeſtellt wird. An dem organiſchen Zuſammenhang eines Gedanken- und Vorſtellungsgebildes liegt ihm nichts. Deshalb ſollte man aber eigentlich für ſolche Leſer nur Aphorismen ſchreiben.

So hat bei mir gleich der erſte Verſuch, mich der Kindermundart anzupaſſen, eine ganz ſtarke Umgeſtaltuug meiner ganzen Schriftſtellerei zur Folge gehabt. Aber gleich beim erſten Verſuch konnte ich merken, daß dieſe Art der Schriftſtellerei zum mindeſten für uns nach dem Bildungsgange, den wir geführt worden ſind und den ich ſelber an mir als Beiſpiel ſoeben geſchildert habe, erheblich ſchwerer iſt, als die nach der etwas über zwei Jahrtauſende alten Schablone.

Im übrigen hatte gleich dieſe erſte Arbeit dasſelbe Schickſal, das allen ähnlichen Schriften nachher wieder zuteil geworden iſt. In den Urteilen waren alle Stufen menſchlicher Gemütserregungen von der größten Begeiſterung bis zum grimmigſten Hohne zu finden. Darin freilich hatte ich mich getäuſcht, daß ich glaubte, es würden gleich weite Kreiſe unſeres Volkes die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Schriftſtellerei einſehen. Dazu war denn doch die Macht

der überlieferten Vorurteile zu groß. Und dann mag es wohl, wie es bei unſeren wirtſchaftlichen Einrichtungen natürlich iſt, überhaupt nicht möglich geweſen ſein, einer irgendwie beträchtlichen Minderheit unſeres Volkes mitzuteilen, daß dieſe Schriftſtellerei exiſtierte. Vielleicht iſt das auch jetzt noch der Hauptgrund, daß ſo wenig Leute etwas von Kindermundart wiſſen wollen.

Allerdings von reiner Kindermundart iſt doch „Fürſt Bismarcks Lebenswerk" noch weit entfernt. Es war ja auch gar nicht meine Abſicht geweſen, ſolche Gedanken und Gedankenfolgen darzuſtellen, die bei den Kindern ſchon von ſelbſt vorhanden geweſen waren. Ich wollte den Kindern Dinge erzählen, die ihnen neu waren, wenn auch möglichſt in einer Form, die ihnen vertraut war. Aber es mußten doch ſchließlich auch die wichtigſten Ausdrücke, die in unſerem politiſchen Leben gebraucht werden, allmählich eingeführt und erklärt werden. Alſo das führt naturgemäß aus der Kindermundart heraus. Und das iſt ein Schickſal, das ſelbſtverſtändlich allen meinen politiſchen oder ſonſt populärwiſſenſchaftlichen Artikeln im Hauslehrer beſchieden iſt. Ich habe mir da, wie's nach allem Vorhergeſchilderten natürlich iſt, die Norm gemacht, das Neue, das ich an das Kind heranbringe, in ſorgfältigen Doſierungen zu bringen. Es iſt das gerade die Schwierigkeit, der die meiſten Pädagogen nicht gewachſen ſind. Ein Elementarſchnitzer gegen jede vernünftige Pädagogik iſt es, zwei Schwierigkeiten, das heißt alſo, zwei dem Kinde bisher noch nicht geläufige Vorſtellungen, in einer Vorſtellungsaktion, alſo, grammati-

kaliſch geſprochen, in einem Satz zu vereinigen. Man findet in pädagogiſchen oder von Lehrern für Kinder geſchriebenen Büchern gar nicht ſelten Sätze, in denen drei und mehr Schwierigkeiten gehäuft ſind.

Davon habe ich mich gleich in meiner erſten Schrift ferngehalten. Und dazu verhalf mir natürlich nur die Kenntnis der Kindermundart. Es iſt wirklich ſo, man mag es bedauern oder nicht: In einer nicht fernen Zukunft wird niemand mehr auf den Ehrentitel eines Pädagogen Anſpruch machen dürfen, der nicht die Kindermundart beherrſcht.

Das war im Jahr 1898 geweſen. Nun war in mir dieſe Art Schriftſtellerei einmal angeregt, und ich begann dann gleich im folgenden Jahr einen Stoff aus mir herauszuarbeiten, der mich faſt ſchon zwanzig Jahre gequält hatte: Die Erzählung der Fauſtſage. Aber diesmal blieb es beim erſten Anfang. Das, was damals die Fortſetzung hinderte, iſt ſo charakteriſtiſch, daß ich es hier kurz mitteilen muß. Ich ſchrieb auch den Anfang der Fauſtſage natürlich genau ſo, wie meine Kinder ſprachen, und ſo war es notwendig, daß bei der Erklärung des Wortes „Sage“ nicht das Wort „geſchehen“ vorkam, das von Leipziger Kindern ebenſowenig wie von Berlinern gebraucht wird; in beiden Städten und noch in großen anderen Gebieten unſeres Vaterlandes brauchen die Kinder und das Volk dafür das Fremdwort „paſſieren“. Und nun ſchrieb mir ein ſüddeutſcher Freund unſerer Beſtrebungen und der deutſchen Sprache, das Wort „paſſieren“ käme „bis zum Ekel oft“ in dem einen Ab-

ſchnitt vor. Dieſes Gefühlsurteil wirkte ſo ſtark, daß es die Fortſetzung der Niederſchrift auf beinah zwei Jahre unmöglich machte. Charakteriſtiſch iſt es inſofern, als uns wirklich ein recht ſchroffes Urteil über irgendeine der landläufigen Phraſen, die ein Kritiker in unſeren Schriften gefunden hat, vollkommen kalt läßt. Ein Schriftſteller ärgert ſich natürlich ein wenig über jede ungünſtige Kritik, aber davon abgeſehen iſt es ihm wirklich herzlich gleichgültig, ob ſich ein Kritiker vor dieſer oder jener Phraſe, die man der Lektüre entnommen hat, ekelt oder nicht. Aber dies ſelbe Gefühl ausgeſprochen gegen ein Stück Sprache, das wir als Teil unſeres innerſten Lebens empfinden, kann, wie dies Beiſpiel zeigt, ganz außerordentlich ſtark wirken.

So blieb der ganze Jahrgang 1899 der „Schulreform" ohne Beiträge in Kindermundart. Dann ging die Zeitſchrift überhaupt ein, um erſt zu Beginn des neuen Jahrhunderts unter Arthur Schulz' Leitung als „Blätter für deutſche Erziehung" ſeine Auferſtehung zu feiern.

Gleichzeitig aber begründete ich eine beſondere Zeitſchrift, die ganz und gar den Zweck hatte, zwiſchen Erwachſenen und Kindern als Dolmetſcher zu dienen. Denn nachdem ich einmal auf die Möglichkeit gedrängt worden war, Kindermundart oder doch eine der Kindermundart angenäherte Sprechſprache des Erwachſenen auch literariſch zu verwerten, ſah ich kein Hindernis mehr, das ganze Verfahren, das ich nun doch ſchon jahrzehntelang erſt fremden, dann meinen eigenen Kindern gegenüber angewendet hatte, auch anderen Eltern ſo mitzuteilen, daß ſie es eben-

falls verſuchen konnten. Der Zweck der Zeitſchrift war alſo zunächſt rein pädagogiſch. Ich fand kein anderes Mittel, die Eltern und zum großen Teil auch die Lehrer zu lehren, wie ſie ihre Kinder vernünftig behandeln könnten, als eben das, daß ich es ihnen literariſch vormachte.

Das wichtigſte Hindernis, das es dabei zu beſeitigen gab, war gar nicht einmal ſo ſehr die Voreingenommenheit gegen die Kinderſprache, als vielmehr etwas anderes, das allerdings genau derſelben Wurzel entſpringt. Ich mußte im Hauslehrer, um überhaupt die Eltern zur Beachtung der Kindermundart anzuregen, doch vor allen Dingen die Forderung aufſtellen, daß das Kind in Geſprächen als geſellſchaftlich gleichwertig behandelt werden ſollte. Dieſe Forderung formulierte ich als die eines geiſtigen Verkehrs mit Kindern. Ich machte darauf aufmerkſam, daß nichts ſo ſehr einen geiſtigen Verkehr hindert, als das Befehlen und Gehorchen.

Faſt zu jedem Vierteljahrsbeginn richtete ich immer aufs neue die Mahnung an die Eltern, ſich bei Geſprächen mit ihren Kindern immer einzubilden, daß das Kind eine fremde Dame wäre, der man im Salon zu antworten hätte, und daß man gegen das Kind keine der Unarten begehen dürfe, die ein wohlerzogener Menſch gegen die Dame im Salon nicht begeht. Dadurch fällt vor allen Dingen die Möglichkeit weg, die Sprache des Kindes im Geſpräch zu „verbeſſern“. Denn ich meine, im Salon würde man doch wohl Bedenken tragen, eine Redewendung, die man als ſprachlich unrichtig anſieht, der Dame, die ſie geſprochen, aufzumutzen

und ihr zu ſagen, ſo dürfe ſie nicht ſprechen, das heiße ſo und ſo. Wenn man es doch täte, ſo würde man mit vollem Recht als Flegel angeſehen werden. Und jedenfalls würde man das Geſpräch ſelbſt in dieſem Augenblick zerſtören. Alle Aufmerkſamkeit der Dame und der übrigen Zuhörer würden abgelenkt werden von dem, wovon eigentlich die Rede war, auf dieſe ſprachliche Meinungsverſchiedenheit. Das iſt allbekannt, und das ſieht jeder ein. Aber wenn man nun fortfährt und ſagt: „Beim Geſpräch mit einem Kinde geht's genau ebenſo," dann kommt man mit dem allbekannten ſofort auf Paradoxe, denn die Sprache der Kinder in jedem Augenblick zu „verbeſſern", dazu glaubt man nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht zu haben. Nun, wenn es denn wirklich eine Pflicht wäre, das Kind aus ſolchen ſprachlichen Nöten zu erretten, ſo ſehe ich wirklich nicht ein, warum man nicht dieſelbe Pflicht der Dame im Salon gegenüber fühlt. Wenn man ſonſt jemanden ernſtlich gefährdet ſieht, ſo ſpringt man ihm doch auch ohne weiteres bei, einerlei, ob es ein Kind oder eine Salondame iſt.

Ja, da ſagt man, die Salondame iſt eben fertig ausgebildet, und das Kind iſt noch nicht fertig ausgebildet. Das heißt aber mit anderen Worten: Das Kind hat, ſo wie es in einem beſtimmten Augenblick iſt, und auch ganz beſonders mit ſeiner Sprache, die es in dieſem Augenblicke hat, noch keinen ſelbſtändigen Wert. Es exiſtiert überhaupt nur als Vorbedingung für etwas, das ſpäter einmal wertvoll ſein wird. Und das iſt die Mei-

nung, die, wie mir ſcheint, jeder, der es mit dem Wohle der Menſchheit ernſt nimmt, auf das unerbittlichſte bekämpfen muß. Ich meine, es wäre doch wirklich abſurd, in den Apfelblüten weiter nichts zu ſehen, als die leider noch ſehr unvollkommene Vorbedingung für die zukünftigen reifen Äpfel, oder gar in der Roſenknoſpe nur die noch ſehr unvollkommene Vorbedingung der zukünftigen Hagebutte. Wenn wir dem Menſchenleben ſo, wie es hier auf Erden geführt wird, überhaupt irgendwelchen Wert beimeſſen wollen, ſo können wir dieſen Wert nicht bei einem beſtimmten Lebensjahr, etwa bei der Geſchlechtsreife oder beim Eintreten der Mündigkeit oder mit der Reichstagswahlberechtigung beginnen laſſen. Wenn das Menſchenleben überhaupt Wert hat, ſo hat es Wert von ſeinem erſten Tage an. Sogar der wirklich nicht ſentimentale Kriminaliſt erkennt das an, und wer vorſätzlich und mit Überlegung ein ſoeben geborenes Kind umbringt, wird gerade ebenſo mit dem Tode beſtraft wie der, der eine hochgebildete Dame oder einen berühmten Gelehrten umbringt.

Ja, und . . . wir nennen uns doch der großen Mehrzahl nach Chriſten, wenngleich verſchiedene Leute mit dieſem Namen ſehr verſchiedenen Sinn verbinden. Aber immerhin ſchreibt doch die ungeheure Menge derer, die ſich Chriſten nennen, den Lehren Chriſti eine ganz beſondere Bedeutung zu. Und auch die, die ſich im allgemeinen gegen ihn und gegen ſeine Lehren und namentlich gegen das, was ſpäter daraus gemacht worden iſt, unbedingt feindlich ſtellen, ſelbſt die ſind, wenn es ihnen einmal gelingt, den Bericht über

dieſe Worte im Neuen Teſtament unbefangen zu leſen, mitunter erſchüttert von der Wucht dieſer Lehren. Ich meine aber, eine der gewaltigſten und erſchütterndſten dieſer Lehren iſt doch das Wort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Mir ſcheint immer, dieſes eine Wort wiegt alles das auf, was wir ſeit Jahrhunderten, ja vielleicht ſeit Jahrtauſenden über Pädagogik zuſammengeſchrieben haben.

Und dieſelben Leute, die ſich Chriſten nennen und ſich mit allen vielfach prunkvollen Äußerlichkeiten zur Lehre Chriſti bekennen, die haben praktiſch kein anderes Beſtreben, als das Kind möglichſt bald dahin zu bringen, daß es nicht mehr ſo ſei wie die Kinder!

Ich will hier in dieſen Gedanken nicht weiter gehen. Aber es iſt wirklich ſo, wie der Leſer nach dieſen Worten vermuten mag: Ich halte die Achtung vor der Kindermundart nicht nur für eine ſprachliche, ſondern auch für eine ſittliche Pflicht der Erwachſenen. Ich halte es für eine ſittliche Verfehlung, wenn Erwachſene dem Kinde ſeine Sprache als etwas gänzlich Wertloſes, ja als etwas möglichſt bald Wegzuwerfendes bezeichnen. Das Kind wird wirklich auch ſeine Sprache ganz von ſelber los werden; ebenſo wie der Körper aus ſeinen kindlichen Formen herauswachſen wird, ſo wird es auch der Geiſt und mit ihm die Sprache. Aber ebenſo wie es roh und unverzeihlich iſt, wenn man das Kind wegen ſeines noch ſchwächlichen Körpers im Vergleich zu den Erwachſenen ſchilt, ebenſo roh und unverzeihlich iſt es, wenn man es mit der Kindermundart ebenſo macht.

Die bildende Kunſt hat ſehr lange gebraucht, bis ſi die Schönheit des Kinderkörpers erkannte. Sie mag auc den Körper lange Zeit hindurch ſo angeſehen haben, wi die meiſten Leute noch jetzt die Sprache der Kinder anſehen aber die bildende Kunſt hat ſich durchgerungen zur wirk lichen Erkenntnis dieſer Schönheit. Die Sprachkunſt mu ſich entſchließen, dieſen Schritt nachzumachen.

Nun, das alles ſind Erwägungen, wie ſie ſich mir i meinem jahrelangen Kampf um den Hauslehrer imme wieder aufdrängten. Im Anfang war ich viel friedliche geſtimmt. Ich wollte den Leuten, die noch nichts von de Kinderſprache verſtanden, gar kein Leid tun. Im Gegenteil ich wollte ihnen etwas zeigen, das ihnen ſo nahe lag uni deſſen Schönheit ſie nicht kannten. Ich hoffte damit ihnen ebenſoviel Freude zu machen, wie das jeder Führer tut, der die Menſchen zu neuen, ſchönen Dingen und Ausſichten hinführt. Bei vielen iſt das nun ja auch gelungen. Abe bei faſt noch mehr anderen hatte es im Anfang den ent gegengeſetzten Erfolg. Man fühlte ſich beleidigt; und ich hatte doch niemanden angegriffen. Ich hatte nur eben ge ſagt: „Ihr beklagt Euch, daß Eure Kinder noch ſo dumm ſind, daß ſie Euren Erklärungen vielfach nicht folgen können und daß ſie noch ſo ungebildet ſprechen; ich zeige Euch nun, daß Eure Kinder wirklich gar nicht ſo dumm ſind, daß ſie gar nicht ungebildet ſprechen, wenn man nicht die Roſen knoſpe für ungebildeter erklären will als die Hagebutte, ſondern daß ſie eben ihre ganz beſtimmte Ausbildung der Sprache haben, die genau ihrem Alter entſpricht. Und wenn

Ihr Euch Mühe gebt, dieſe Ausbildung der Kinderſprache kennen zu lernen, dann werdet Ihr finden, daß dieſe Kinderſprache an und für ſich ebenſo berechtigt iſt, wie etwa der doriſche und äoliſche Dialekt für den klaſſiſchen Philologen; und Ihr werdet, was noch mehr wert iſt, finden, daß Ihr ſelbſt mit Euren Kindern über die wichtigſten Dinge ſo ſprechen könnt, daß die Kinder Euch vollſtändig verſtehen und daß es Euch ebenſo wie die Kinder intereſſiert."

Das iſt es doch, was der Hauslehrer will und lehrt. Und dadurch fühlten ſich Hunderte, ja Tauſende von Eltern und Lehrer beleidigt. Wie iſt das möglich?

Ja nun, es iſt die alte Geſchichte, die bei jeder neuen Erfindung und Entdeckung, bei jedem Fortſchritt der Menſchheit ſich wiederholt. Es gibt immer Leute, die das, was der Entdecker neues vorbringt, um deswillen ſchelten, weil ſie es eigentlich längſt hätten ſelbſt finden müſſen. Sie haben aber an derſelben Stelle ſo oft geſucht und haben nichts gefunden, und eben deswegen ſagen ſie aus voller Überzeugung: Wenn es etwas von Wert wäre, ſo wäre es doch ſicherlich uns nicht entgangen!

Und nun hat die Kindermundart das gegen ſich, daß hier ſowohl Lehrer wie auch Eltern im eigentlichſten Sinne Sachverſtändige ſein müßten. Ich hoffe, daß ſie es nach wenigen Jahrzehnten auch ſein werden. Aber jetzt ſagt ſich die große Mehrzahl von ihnen immer noch: „Wenn an der Kindermundart wirklich etwas wertvolles wäre, ſo müßten wir, die wir täglich damit zu tun haben, es doch längſt gemerkt haben. Wir ſehen aber nichts als ein abſcheuliches

‚Geſtammel‘ und ‚Kauderwelſch‘, und nun ſollen wi dieſe ‚gräßliche‘ Sprachverwirrung gar noch als etwas be ſonders Wertvolles anerkennen!“

Genau ſo iſt es, wie geſagt, ſchon zu allen Zeiten be allen Erfindungen und Entdeckungen gegangen, und zu den Entdeckungen wird man die Auffindung der Kindermundart doch wohl rechnen müſſen. Denn die Naturwiſſenſchaft hat uns ſchon längſt gelehrt, daß es Hunderte von Entdeckungen auf den Gebieten noch zu machen gibt, die wir alle durch langjährige tägliche Erfahrung auf das beſte zu kennen meinen. Vor einigen hundert Jahren würde man gegen einen ſolchen Ausdruck auch auf naturwiſſenſchaftlichen Gebieten ſich ebenſo energiſch gewehrt haben, wie man es jetzt noch auf geiſteswiſſenſchaftlichen Gebieten tut. Aber das iſt jetzt ſchon anders. Schon unſere Eltern und Großeltern ſind der Naturwiſſenſchaft gegenüber in ganz anderer Stimmung; in einer beſtändigen Erwartung neuer Entdeckungen. Vielleicht wird uns die Zukunft zwingen, uns auf dem Gebiet der Geiſteswiſſenſchaften ebenſo zu verhalten.

Das iſt freilich richtig, daß es etwas Ungeheuerliches wäre, wenn jemand allein ſo etwas fände, während Tauſende von anderen, die mit ähnlicher Vorbildung dieſelben Dinge vor Augen ſehen, an derſelben Stelle gar nichts gefunden haben. Aber wenn das ſo wäre, ſo wäre das in den meiſten Fällen ein großes Unglück für den Entdecker ſelbſt, zum mindeſten auf dem Gebiet der Geiſteswiſſenſchaften, wo man nicht mit chemiſchen oder phyſikaliſchen Experimenten operieren kann. Dann würde der Entdecker gar

keine Möglichkeit haben, sich mit seinen Mitmenschen über die Sache zu verständigen. Man würde ihn und seine Entdeckung unbeachtet lassen.

Das Schicksal wäre der Kindermundart auch widerfahren, wenn ich es ganz allein wäre, der sie entdeckt hätte. Aber gerade das hat sich durch die Zeitschrift herausgestellt, daß es in Deutschland Hunderte, ja Tausende von Familien gibt, in denen man ebenso dicht vor der Entdeckung stand, wie ich beim Beginn meiner Arbeiten gestanden hatte. In diesen Hunderten und Tausenden von Familien gab es einen geistigen Verkehr zwischen Eltern und Kindern gerade so wie in meinem Hause. Und in diesen Familien fand der Hauslehrer Anerkennung. „Das ist gerade so, wie Väterchen uns das immer erklärt," so hat es damals in vielen Familien geheißen. Und in diesen Familien nahm man dann den Hauslehrer gerne auf, weil man sein eigenes Verfahren dort literarisch gerechtfertigt sah, weil man sich nicht mehr von anderen sagen zu lassen brauchte, daß diese Art des Verkehrs mit Kindern etwas wäre, das von der ganzen pädagogischen Literatur verdammt würde. Mir haben im Laufe der Jahre mehrfach Lehrer gesagt, daß sie schon längst mit ihren Schulkindern in derselben Weise gesprochen hätten, aber immer dabei Angst gehabt hätten, es könne einmal ein „Sachkundiger" dazu kommen und diese gänzlich „unpädagogische" Art bemerken. Und mehr als einer von diesen Lehrern hat mir seine Freude darüber ausgesprochen, daß er nun sein eigenes Verfahren literarisch gerechtfertigt sähe.

wie jede andere, die jemals in die Literatur gelangt iſt. Und ſie drängt den, der ſie beherrſcht, ebenſo ſtark zur literariſchen Betätigung, wie das nur irgend eine andere Sprache tut. Wenn ich dann im Hauslehrer die Fauſtſage, bei der ich zwei Jahre früher unterbrochen war, weiter und zu Ende erzählte, ſo habe ich es nicht zum letzten deswegen getan, weil der Stoff ſelbſt, den ich ſeit zwanzig Jahren mit mir herumwälzte, mich zu dieſer Geſtaltung zwang.

In der Vorrede zu dieſer Fauſtſage, die ja ſpäter auch als Buch erſchienen iſt, wurde zum erſtenmal das Wort „Altersmundart" gebraucht. Allerdings kann man dieſe Darſtellung der Fauſtſage noch weniger Kindermundart nennen wie meine ganze andere Hauslehrerſchriftſtellerei. Denn meine älteſten Töchter, an die ich mich bei dieſer Erzählung wandte, waren inzwiſchen auch zwei Jahre älter geworden und ihre Sprache glich durchaus ſchon der Erwachſenen Sprechſprache des ganzen deutſchen Volkes, was freilich meine Kritiker, die Feinde der Kindermundart, nicht abhielt zürnend zu fragen: „Warum lacht man B. Otto nicht aus, wenn er den ‚Fauſt' in der Sprache der Gaſſe erzählt?"

Aber dann ſind wir im Hauslehrer wirklich noch einen Schritt weitergekommen, den letzten, den es zu tun galt. Seit Jahren ſchon haben wir dort die reine Kindermundart in die Literatur gebracht. Das war aber ſchon nicht mehr mein Werk, das war ſchon Werk der Kinder ſelbſt. Und ich habe wenig mehr Verdienſt daran, als daß ich es geſchehen ließ und, was allerdings nicht ganz

leicht und nicht ohne Aufregungen war, vor der Öffentlichkeit verteidigte.

Ich muß auch hier noch genau erzählen, wie es gekommen ist, denn die Leute, die jetzt immer noch über Kindermundart aburteilen, haben gar keine Ahnung davon, nach wie sorgfältiger Überlegung wir es erst gewagt haben, diese Sachen in die Literatur einzuführen. Und unter den vielen Gegengründen, die wir immer noch jetzt zu hören und zu lesen bekommen, sind nicht wenige, die wir uns selbst gleich im Anfang sehr ernstlich nach allen Richtungen hin überlegt haben, so daß in theoretischen Aufsätzen von uns nun doch schon recht oft auf jeden einzelnen hingewiesen worden ist.

Wie ich im Hauslehrer über alle möglichen wissenschaftlichen politischen und wirtschaftlichen Dinge mit meinen Lesern sprach, als ob ich mit meinen Kindern spräche — es sollten ja dadurch Eltern und Lehrer lernen, mit ihren Kindern ebenso zu sprechen — so gab es doch auch mancherlei, selbst von der Faustsage abgesehen, was einfach erzählt werden mußte. Freilich ist ja ein Erzählen ohne Erklären überhaupt unmöglich. Ja das Erzählen ist, genau betrachtet, selbst schon eine Art des Erklärens. Aber gerade in politischen Artikeln, die doch immer die Geschichte berücksichtigen müssen, geht es ohne Erzählung niemals ab. Aber auch abseits davon kamen wir auf allerhand Sachen, die des Erzählens wert waren. Ganz besonders waren es Sagenstoffe, und von denen wieder ganz besonders solche, die schon irgendwie in unserer klassischen Dichtung behandelt worden

waren. Das ergab ſich aus der ganzen Natur der Hauslehrerſchriftſtellerei und unſerer Erziehungsart. Die Kinder hören von den klaſſiſchen Dichtern, leſen ihre Werke, verſtehen nicht alles was ſie leſen und fragen danach. Dann muß erklärt werden. Und wenn die Erklärung ungeſchickt gemacht wird, dann zerſtören wir für das fragende Kind das Kunſtwerk. Von dieſer Erfahrung iſt ja die pädagogiſche Literatur unſerer Zeit übervoll. Nichts findet man häufiger als den Jammer, daß die Freude an der ganzen Literatur, die in der Schule behandelt wird, eben durch die Schule, durch ihre Weiſe, die Dichtungen zu behandeln, zerſtört worden wäre.

Nun, der Aufgabe, dieſe Dichtungen zu erklären, kann ſich der Erzieher unter keinen Umſtänden entziehen, wenn er, wie wir, das unbedingte Fragerecht der Kinder anerkennt. Und da war mir ſchon früher, ſchon aus dem Prinzip der Iſolierung der Schwierigkeiten heraus, der Gedanke gekommen, die Erklärung dem Kunſtwerk vorangehen zu laſſen. Ich hatte das mündlich ſchon vor Jahren ſo gemacht: die Sage erzählt, die in irgendeiner Ballade behandelt iſt, und dann erſt die Ballade vorgeleſen und rezitiert. Ich habe immer gefunden, daß die Wirkung des Dichtwerkes auf Kinder dann ganz erheblich ſtärker war, als wenn die zum großen Teil unverſtändlichen Balladen unmittelbar an die Kinder herangebracht wurden. Freilich, ſagen andere dagegen, man ſolle den Kindern das Dichtwerk erſt dann bringen, wenn ſie ohne weiteres alles darin verſtehen. Mir ſcheint immer, Leute, die das ſagen, kennen

weder die Kinder noch unſer deutſches Volk überhaupt, ſonſt würden ſie wiſſen, daß ſie mit dieſem Ausſpruch den größten Teil unſerer klaſſiſchen Dichtung für alle Zeit den Kindern und dem Volke verſchließen. Wir ſprachen ſchon oben gelegentlich davon, als vom zweiten Teil des Fauſt die Rede war. Im übrigen kann ich aber für die Berechtigung meines Verfahrens, Dichtwerke in ſchlichter Erzählſprache neu zu geſtalten, keinen geringeren Eideshelfer anführen, als Wolfgang Goethe. Er ſelber hat geſagt, der eigentliche Gehalt an einem Dichtwerk ſei doch das, was davon übrig bliebe, wenn man es in Proſa wiedergäbe. Und eben das war, nach der Meinung der Gegner, der Fehler, den die Kindermundart beging, als ſie in das literariſche Leben eintrat.

Ich hatte alſo vor, eine Anzahl der Sagen, die in der unſerer Jugend zugänglichen klaſſiſchen Dichtung behandelt werden, zunächſt einmal in meiner Hauslehrerſprache, alſo in der der Kindermundart angepaßten Sprache, die ich mit Kindern ſpreche, wiederzugeben. Wie das gedacht war, das zeigt das einzige Stück, das dabei zur Ausführung gekommen iſt: Die Sage vom Erlkönig, die zuerſt im Hauslehrer, dann im „Vorleſebuch“ *) gedruckt iſt. Die Sage iſt da ſo erzählt, als ob es keinen Goetheſchen Erlkönig gäbe. Nur zum Schluß iſt geſagt, daß Goethe dieſelbe Sage in einer Ballade dargeſtellt hat. Und dennoch enthält die Erzählung die vollſtändigſte Interpretation des Goetheſchen Erlkönigs,

*) Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

die für ein Kind gegeben werden kann. Das ist ganz naturgemäß und zeigt, wie derartige Sachen anzufangen sind. Wenn man dem Kind irgend eine solche Sage erzählt — und man läßt ihm dabei irgendetwas unklar erscheinen, man packt die Dinge nicht so an, wie das Kind selbst sie anzupacken pflegt, dann unterbricht das Kind die Erzählung durch Fragen, wenn es nämlich, wie das bei uns natürlich ist, das Fragerecht hat. Wenn ich also eine solche Erzählung drucken lasse, wo die Frage des Kindes nicht mehr auf die endgültige Gestaltung einwirken kann, dann muß ich alles das vorausgewußt haben, was das Kind fragen konnte, und die Antwort auf alle diese möglichen Fragen muß in die Erzählung verflochten sein. Genug, es sind da nur auf die Erzählung all dieselben Grundsätze angewendet, die für jeden einzelnen Hauslehrerartikel, auch für die über politische, nationalökonomische und philosophische Dinge gelten. Die Hauptsache ist, daß schließlich doch wieder eine organische Einheit zustande kommt, und darüber kann sich ja jeder sowohl bei der Sage vom Erlkönig wie bei der Sage vom Doktor Heinrich Faust überzeugen, wenn er die Erzählungen vorurteilsfrei liest. Freilich ist das für die große Mehrzahl unserer Kritiker einstweilen noch zu viel gefordert.

Denn gegen dieses Verfahren hat sich die Kritik ganz besonders heftig aufgelehnt. Und die Gründe, mit denen sie das getan hat, sind für uns hier jetzt um deswillen interessant, weil sie die schroffste Formulierung dessen bedeuten, was wir hier schon über die Anbetung der Literatursprache gesagt haben. Nach dem Dogma dieser Kritik hat

nämlich die anerkannte klaſſiſche Literatur die Wirkung, daß ſie jeden Erzählſtoff, jeden Märchenſtoff, jeden Sagenſtoff, der ſeit Jahrtauſenden im Volke gelebt haben mag, ſeit Jahrtauſenden von Eltern oder Großeltern den Kindern erzählt worden iſt, ſo wie nur jedem Erzähler die Sage ins Gedächtnis und die Worte in den Mund kamen, und der ſich ſo nicht nur ewig lebendig, ſondern bisher ewig jung erhalten hat, daß ſie den totſchlägt und verſteinert in dem Augenblick, wo ein klaſſiſcher Dichter einen Stoff wie die Fauſtſage oder den Erlkönig ſich aneignet, um ein unſterbliches Meiſterwerk der Kunſt daraus zu machen; in dieſem Augenblick iſt dieſer Stoff aus dem lebendigen Leben des Volkes entfernt, niemand darf ſich erkühnen in ſeiner eigenen Sprache und mit ſeinen eigenen Worten, ſo wie er den Stoff gefühlt, ihn wieder zu erzählen. In ſklaviſcher Anbetung dürfen nur die Worte wiederholt werden, die der Meiſter der Kunſt gebraucht hat; in ſklaviſcher Wiederholung dürfen nur ganz ſtreng dieſelben Vorſtellungsfolgen innegehalten werden, die der Meiſter angeordnet hat. Wer es doch noch wagt, dieſen Stoff ſelbſtändig zu empfinden und ihn ſelbſtändig zu geſtalten und in Worte zu faſſen, der iſt ein Tempelſchänder, der verläſtert die Heiligtümer der Nation, und er verdient nichts anderes als das Hohngelächter der Kritik und der geſamten gebildeten Menſchheit.

Es hat doch wohl ſelten im Leben der Menſchen einen ſo klaviſchen Götzendienſt gegeben wie dieſen, und ich meine, die Meiſterwerke unſerer klaſſiſchen Literatur haben es eigentlich gar nicht verdient, ſo zu Götzenbildern und Fetiſchen

hinabgewürdigt zu werden. Aber die große Menge unserer gebildeten Leserwelt denkt wirklich so. Und dadurch ist bisher das Urteil dieser Leserwelt über das, was bisher an Kindesmundartliteratur besteht, festgelegt. Wenn dies Buch leistet, was es leisten soll, dann wird es wenigstens einen Teil des gebildeten Publikums veranlassen, über diese Sache einmal selber nachzudenken und seine Stellung zur Literatur und zur eigenen Sprechsprache auf das eigene Urteil zu gründen und nicht mehr mechanisch das vorgesprochene oder gelesene Urteil der Literaturanbeter nachzusprechen.

Es sind dann im Hauslehrer noch sehr viel mehr Sagen und Märchen erzählt worden und werden noch immer erzählt. Aber nicht mehr von mir. Ich wollte gerade von den antiken Sagen die zu erzählen beginnen, die am meisten in unser Volk, wenigstens in den lesenden Teil eingedrungen ist, und die mir auch am liebsten war, die Odyssee; da aber bat mich meine älteste Tochter, ob sie die nicht erzählen dürfte. Nun, ich lehnte das keineswegs ab. Ich hatte schon vorher manches aus den Aufzeichnungen meiner Kinder, besonders Tagebuchaufzeichnungen, im Hauslehrer gedruckt, weshalb nicht auch einmal eine Erzählung? Ich gab also meine Genehmigung etwa in der Weise, wie jeder Herausgeber einer Zeitschrift einen Mitarbeiter engagiert. Er behält sich dabei doch meistens vor, jeden einzelnen Artikel daraufhin zu prüfen, ob er ihn aufnehmen will oder nicht. Und dann glaubte ich auch damals noch das Recht zu haben, als Redakteur zu ändern, was nicht „in den Ton des Blattes" einstimmte. Ich habe wirklich von dieser her-

kömmlichen Redakteurbefugnis in den allererſten Hauslehrerjahren mitunter Gebrauch gemacht. Ich habe größere Stellen, ja einmal faſt einen ganzen Aufſatz aus der Sprache des Mitarbeiters, der ſich bemüht hatte, Sprechſprache zu ſchreiben, ſo umgearbeitet, daß einigermaßen wirkliche Sprechſprache, wenigſtens meine Sprechſprache dabei herauskam . . Das, was ich jetzt gleich erzählen werde, wird zugleich mit erklären, warum ich dieſes ganze Verfahren gänzlich aufgegeben habe und jetzt jeden Mitarbeiter reden laſſe, wie er ſelber wirklich reden kann, oder vielmehr, wie er es verſteht, ſeine eigene Rede ſchriftlich zu fixieren.

Ich habe in meinem Leben ſehr viel redaktionell gearbeitet. Einige Jahre an einer Zeitung, mehr als ein Jahrzehnt an Brockhaus' Konverſationslexikon, und das iſt eine Arbeit, bei der man das Redigieren lernt. Aber ich habe doch ſelten mit ſolcher Aufregung und ſolchen Skrupeln und Gewiſſensbiſſen gearbeitet, wie bei der Durchſicht der erſten Manuſkripte meiner älteſten Tochter. Und erſt bei dieſer redaktionellen Arbeit habe ich all das abgetan, worin die Gegner der Kindermundart jetzt noch immer befangen ſind.

Das, was meine Tochter ſchrieb, war ſehr viel mehr Kindermundart als alles, was ich je geſchrieben hatte. Und das war natürlich. Wie es mir ſelbſt in meiner Jugend gegangen iſt, habe ich erzählt; meine Tochter aber war mit vier nur wenig jüngeren Geſchwiſtern zuſammen aufgewachſen, hatte immer mit denen in ihrer Sprache verkehrt und war ſchließlich die Erzählerin, beſonders Märchenerzählerin nicht nur ihrer Geſchwiſter, ſondern aller Geſpielen geworden.

Sie hatte außerdem sehr viel gelesen, und beherrschte daher auch die Schriftsprache für die schriftliche Darstellung, und wenn es galt, mit Erwachsenen zu reden, auch für die mündliche durchaus. Ich hatte sie also meistens nur in dieser „gebildeten" Sprache gehört und alles, was ich von ihr gelesen hatte, war auch schriftdeutsch. Sie hatte auch wohl selbst bis dahin niemals etwas anderes geschrieben. Nun aber für den Hauslehrer fing sie an wirklich so zu schreiben, wie sie sprach, und ich lernte diese ganze Sprache erst aus diesen Niederschriften kennen. Es war vieles darin, was mir vollkommen fremd war, was ich niemals gehört hatte; vieles, was nach meinem ersten Gefühl — dem seit etlichen Jahrzehnten literarisch geschulten Gefühl — unmöglich gedruckt werden konnte. Ich setzte also die Redaktionsfeder an und strich den bedenklichen Ausdruck weg, um ihn durch einen minder bedenklichen, immerhin aber auch der Sprechsprache entnommenen Ausdruck zu ersetzen. Genug, ich beging, wenn auch nicht ganz in demselben Grade, denselben Fehler, den ich oben an meinen Kritikern getadelt habe.

Aber ich beging diesen Fehler niemals leichten Herzens. Schon beim Hineinkorrigieren selbst kam es mir vor, als ob die Sache doch nicht so recht stimmen wollte. Ich führte aber meine Arbeit zu Ende und las dann, wie es sich für einen gewissenhaften Redakteur ziemt, das Ganze noch einmal durch, um zu sehen, ob nun auch etwas Brauchbares daraus geworden wäre. Aber dabei ging es mir sehr unangenehm . . Denn nun empfand ich es immer deutlicher, daß keine meiner Korrekturen mit dem Ton des Ganzen

ſtimmte. Überall, wo eine Korrektur war, gab es nun eine Diſſonanz. Und ſo blieb nach längerem Hin- und Herdenken und Hin- und Herprobieren des Klanges ſchließlich nichts weiter übrig, als daß ich die eine oder die andere Korrektur wegſtrich, dann gab die erſt geänderte und nun wieder hergeſtellte Erzählung an dieſer Stelle eine vollſtändige Harmonie. Und ſo ging es ſchließlich einer Korrektur nach der anderen. Jede einzelne wurde nach langen ſchweren Bedenken wieder weggeſtrichen, und ſchließlich ſah die Arbeit genau ſo aus, wie ſie ausgeſehen hatte, als ich die Redaktionsfeder in die Hand nahm, nur daß allerhand zwiſchen die Zeilen geſchrieben und dann wieder weggeſtrichen war und einzelne Stellen durchſtrichen und wieder unterpunktiert waren.

Das iſt nicht bei einer, ſondern bei etlichen Arbeiten meiner Tochter ſo gegangen. Ich habe den ganzen Sturm der Entrüſtung, den dieſe Erzählungen erregten, nicht nur vorausgeſehen, ſondern, wie ich es oben geſchildert habe, wenigſtens als Redakteur einigermaßen ſelber empfunden. All das Entſetzen über die „und da", über das „tot machen", über das „kaput" und wer weiß was noch. Aber ſchließlich habe ich mir — auch als Redakteur — geſagt, die Sprache, in der erzählt iſt, und das, was erzählt iſt, ſind aus einem Guß. Man kann nichts wegnehmen, nichts hinzutun, ohne den Zuſammenhang und den Klang des Ganzen zu zerſtören.

Ich meine, jeder, der ſich über Kindermundart ein Urteil bilden will, müßte es mit einer Anzahl ſolcher Erzählungen in Kindermundart ebenſo machen. Und wenn er

dabei eine ſolche Erzählung ſchließlich beim erſtenmal mit der Überzeugung aus der Hand legt: „Nein, es geht doch nicht, es iſt zu ſehr gegen alles literariſche Gewiſſen,“ dann möge er ruhig eine geraume Zeit verſtreichen laſſen, ehe er die Arbeit wieder in die Hand nimmt, aber dazwiſchen möge er achten auf die Art, wie er ſelber ſpricht, wie die gebildeten Erwachſenen ſprechen und wie die Kinder ſprechen, die in ſeine Nähe kommen; namentlich aber wie die Kinder ſprechen, wenn ſie ganz unter ſich ſind und womöglich gar nicht ahnen, daß irgendein Erwachſener zuhört, und dann möge er das, was er die Kinder ſprechen hört, mit redaktioneller Aufmerkſamkeit daraufhin unterſuchen, ob ſich das, was die Kinder gemeint haben, treffender ausdrücken läßt als mit den Worten, die ſie gebraucht haben. Wer das nur eine Zeitlang wirklich fertig bekommt, der ſieht ein, daß es gar nicht möglich iſt, prägnanter und treffender zu ſprechen, als das Kind es tut, ſo daß ſchließlich auch für das Himmelreich der Sprachkunſt das gilt, was von einem andern Himmelreich geſagt iſt: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Und wer dann nach ſolchen Zwiſchenarbeiten zur Prüfung der Erzählung in Kindermundart zurückkehrt, dem wird es ebenſo gehen, wie es mir gegangen iſt. Er wird ſich ſchließlich ſagen: Das *iſt* ſo, das *lebt* in allen ſeinen Teilen, davon darf man ſo wenig etwas herausnehmen, wie aus irgendeinem anderen Lebeweſen. Und er wird ſich ferner ſagen, das, was hier erzählt iſt, könnte nicht anſchaulicher und treffender erzählt werden, als es hier geſchehen iſt.

Seit der Hauslehrer besteht, hat man nun doch schon an sehr vielen Orten, zum Teil sogar, ohne etwas vom Hauslehrer zu wissen, mehr und mehr gelernt, auf die künstlerische Bedeutung der Kindermundart zu achten; daß Kinder so lebendig und in ihrer kindlichen Form so formvollendet erzählen, wie kaum je ein Erwachsener, das habe ich doch schon von vielen gehört. Es ist also schon recht oft beobachtet worden. Nur wenn es nun gilt, dieses Erzählte niederzuschreiben, nur dann kommt den Beurteilern immer noch das anerzogene literarische Gewissen in die Quere. Und dann kommen solche Wunderlichkeiten zutage wie die, daß man doch zum mindesten das „rein" und „raus" durch das literarisch gebilligte „herein" und „heraus" ersetzen müsse. Es sind das Dinge, über die sich gar nicht diskutieren läßt. Gewiß, es gibt Fälle, in denen man auch in der Sprechsprache ruhig „heraus" sagen kann. Ich selbst sage es oft genug, und ebensooft wie ich es sage findet es sich auch in meinen Hauslehrerartikeln, aber in den meisten Fällen ist es eben — ich möchte sagen musikalisch unmöglich. Es stört den ganzen Zusammenklang, die ganze sprachliche Wirkung der Erzählung, wenn das lebendige „raus" durch das literarisch angehauchte, gehobene „heraus" ersetzt wird.

Aber die ihr literarisches Gewissen auf die eben geschilderte Weise ganz und gar nicht beschwichtigen können, denen kann ich noch einen anderen Rat geben. Das ist der: Die gedruckte Kindermundartliteratur, also die Altersmundartbeilagen des Hauslehrers so in die Hand zu nehmen, wie sie einen mittelhochdeutschen oder einen angelsächsischen Text

in die Hand nehmen, und zunächſt gar nicht einmal daran zu denken, ob das, was da ſteht, nicht auch anders heißen könnte, ſondern lediglich die Sprache mit den Augen des Sprachforſchers anzuſehen, alſo mit der immer wiederholten Frage: Welche Wörter kommen vor, welche Formen nehmen dieſe Wörter an, in welcher Weiſe ſind ſie zu Sätzen zuſammengefügt, in welcher Weiſe ſind die Sätze aneinandergereiht und ſchließlich, welches iſt der Vorſtellungsgang der einzelnen Erzählung? Leute, die literariſch zu arbeiten gewohnt ſind, werden auf dieſe Weiſe vielleicht am beſten in die Kindermundart hineinkommen. Und daß das ſo iſt, und daß ich von vornherein wußte, daß es ſo iſt, das iſt auch einer der Hauptgründe geweſen, weswegen ich die Kindermundart in die Literatur gebracht habe.

Denn dagegen gab es ſchließlich noch ein anderes Bedenken. Wir haben bisher im Hauptteil dieſes Buches immer nur die Bedenken der Leute zu widerlegen geſucht, die da meinen, daß die Literatur durch die Kindermundart geſchädigt werden könnte. Daneben gibt es auch ſehr ernſte Bedenken, ob nicht die Kindermundart durch die Literatur geſchädigt werden kann. Die Sprachentwicklung der der Völker, meint man, ſei durch die Literatur nachweisbar gehemmt worden. Wie rückſtändig die Literatur der Sprachentwicklung gegenüber iſt, das kann man ganz beſonders an der franzöſiſchen und engliſchen Rechtſchreibung ſehen, die um viele Jahrhunderte hinter der Sprachentwicklung zurückgeblieben iſt, ſo daß Schrift und Sprache hier vollkommen inkongruent geworden ſind. So könnte die Druck-

ſchrift auch für die Kindermundart als retardierendes Moment auftreten. Mir iſt wenigſtens dieſe Befürchtung gelegentlich ausgeſprochen worden, und ich bin meiner ſelbſt nicht ganz ſicher, ob ich ſie nicht zuzeiten auch gehegt habe. Wenn das der Fall geweſen iſt, ſo war es zu der Zeit, wo ich ſelber mit dem Plan umging, die Kinderſprache in der eben angedeuteten Weiſe grammatikaliſch und und lexikographiſch zu behandeln. Ich wollte das natürlich nicht, wie ich es ſoeben dem literariſch geſchulten Leſer geraten habe, für mich ſelber tun, um mich in Kindermundart hineinzuarbeiten, denn das hatte ich ja nicht mehr nötig, ich wollte eine Art Lehrbuch, einen Leitfaden ſchreiben, aus dem Erwachſene die Kindermundart lernen könnten, und da mag mich auch wohl der Gedanke geſchreckt haben, daß die Leute, die die Kindermundart auf dieſe Weiſe erlernt hätten, das, was ſie gelernt hätten, doch nun wieder als neue ſchriftſprachliche Normen anſehen würden, ſo daß ſie wohl gar ein Kind, das anders ſpräche, als im Kindermundartleitfaden vermerkt war, wegen fehlerhaften Sprechens der Kindermundart zurechtgewieſen hätten. Das wäre natürlich eine Abſurdität, denn das ſprechende Kind hat mit ſeiner Sprache immer recht, ſelbſt dann, wenn wir glauben, daß wir einen grammatikaliſchen oder logiſchen Fehler oder Mißverſtändniſſe anderer Art nachweiſen können. Die Sprache des Kindes entſpricht ganz genau ſeiner Weiſe, die Welt und dieſe einzelnen Dinge, über die es grade ſpricht, zu betrachten. Denn beides iſt ein und dasſelbe. Wenn das Kind nach einigen Wochen oder nach einigen Tagen

anders spricht, so hat es eben inzwischen sein Weltbild um etwas geändert.

Für jeden Psychologen ist es eine vollkommene Absurdität, wenn behauptet wird, das Sprachverständnis der Kinder reiche viel weiter als seine Fähigkeit, sich auszudrücken. Gewiß, das Kind, mit dem wir sprechen, ist in sehr vielen Fällen überzeugt, uns verstanden zu haben und versichert uns das vollkommen wahrheitsgemäß auf unsere Fragen. Es hat auch genau so viel davon verstanden, wie seiner augenblicklichen Geistesausbildung gemäß ist, und mehr verstehen wir alle weder von dem, was die Mitmenschen reden, noch von der Welt überhaupt. Aber die einzige Art und Weise, wie das Kind sich vor sich selbst darüber ausweisen kann, was es wirklich verstanden hat, ist die eigene schöpferische Sprachgestaltung dessen, was es herausgehört hat. Also was das Kind nicht sprachlich wiedergeben kann, ja alles, was wir alle nicht sprachlich wiedergeben können, das hat das Kind, das haben wir alle eben nicht verstanden.

Grade darüber kann ich aus eigenster Erfahrung mitreden. Es ist mir ja, wie ich schon oben sagte, bei Gestaltung der Hauslehrerartikel hunderte von Malen so gegangen, daß ich Sachen, die ich durchaus verstanden zu haben glaubte, vollständig umdenken mußte, um sie für den Hauslehrer sprachlich zu gestalten, und dabei eben merkte ich, daß ich sie bisher noch ganz und gar nicht verstanden hatte. Gewiß gibt es manches, das überhaupt nicht verstanden, überhaupt nicht in Worte gefaßt werden

kann, aber das kann aus dieſer Diskuſſion vollkommen ausſcheiden, weil das für die Kinder nicht weſentlich mehr und nicht weſentlich Anderes iſt als für uns Erwachſene und ſelbſt für uns literariſch Gebildete auch.

Dahin gehört auch, was man ganz beſonders gegen den Satz eingewendet hat: daß ganz kleine Kinder, lange ehe ſie ſprechen können, ſchon eine ganze Menge verſtehen, eine Wahrheit, die niemand weniger leugnen wird als ich. Nur meine ich, daß es ein vollkommener Fehlſchluß iſt, wenn man dieſes Verſtändnis der Kinder als ein Wortverſtändnis, ein grammatikaliſches auffaßt. Davon kann, ſcheint mir, gar keine Rede ſein. Ich rede hier wirklich nicht nach allgemeinen Theorien ins Blaue hinein. Auch von dieſen Dingen habe ich die allerunmittelbarſte und allerlebendigſte Erfahrung, weil ich an meine Kinder ſchon herankam mit der aus Steinthals Buch gewonnenen Überzeugung, daß man vom allerkleinſten Kinde am allermeiſten lernen könne. Und ſchon für das allerkleinſte Kind gilt ganz dasſelbe, was für Kinder im ſpäteren Alter und für Erwachſene gilt. Den Gradmeſſer des Verſtändniſſes, den man für dieſe Kinder oder Erwachſenen hat, ſieht man am beſten an dem Intereſſe, das die Kinder dem Beobachtenden entgegenbringen. Es handelt ſich dabei ja niemals um reine Beobachtung, ſondern vor allen Dingen um geiſtigen Verkehr. Und nur der verkehrt gerne mit uns, auf deſſen Weiſe wir richtig einzugehen verſtehen. Und da nun ein Verſtändnis des menſchlichen Seelenlebens ſich wirklich nicht auf einzelne Altersſtufen beſchränken kann,

ſondern die geſamte Entwicklung dieſes Seelenlebens umfaſſen muß — wie doch auch der kein Gärtner wäre, der nur mit Früchten oder nur mit erwachſenen Pflanzen Beſcheid wüßte, und wie man von einem Landwirt verlangt, daß er Roggen vom Weizen unterſcheiden kann, wenn die erſten grünen Hälmchen aus der Erde hervorſehen — ſo bin ich auch immer der Meinung geweſen, daß niemand als Pädagog angeſehen werden ſollte, der es nicht verſteht, ein ganz kleines Kind zu warten und zu unterhalten. Ich habe daher dieſe Kunſt auch reichlich geübt und kann ſachkundig darüber mitreden.

Aber die pſychologiſchen Ergebniſſe dieſes Verfahrens habe ich ſchon oben angedeutet: das Kind verſteht uns, lange ehe es ſprechen kann, ſo vollkommen, wie wir nur wünſchen können. Es verſteht, wenn wir freudig, wenn wir traurig, wenn wir ernſt, wenn wir luſtig ſcheinen wollen. Es verſteht auch unzweifelhaft den Klang von Wörtern, aber — wohlgemerkt — den Klang; das Muſikaliſche am Wort, nicht die Artikulation und vor allen Dingen nicht das Begriffliche: das kommt erſt viel ſpäter durch Zerpflücken und Wiederzuſammenfügen hinein. Und den Fortgang dieſes begrifflichen Verſtändniſſes kann man bis ins einzelne hinein beobachten in der Entwicklung der kindlichen Sprache. Anſätze zu ſolchen Beobachtungen ſind ja auch ſchon, wie geſagt, vielfach vorhanden. Daß es nur der Klang iſt, das kann man experimentell dadurch beweiſen, daß Wörter von ganz ähnlichem Klang, wenn auch mit anderer Bedeutung, genau dieſelben Dienſte tun.

Ich möchte übrigens auf eine Erſcheinung aufmerkſam machen, die dem Leſer Gelegenheit zur Selbſtbeobachtung geben könnte; und erſt durch Interpretation aus der Selbſtbeobachtung lernen wir ja das Geiſtesleben unſerer Mitmenſchen, auch der kleinen Kinder verſtehen. Viele Leſer werden öfter einmal auf Kneipabenden Lieder nach dem Kommersbuch mitgeſungen haben, vielleicht auch ſtellenweiſe mit großer Erregung und Begeiſterung. Sie werden ſich dabei erinnern können, daß ſie bei den Liedern, die ſie nicht vorher kannten, an manchen Stellen gar nicht auf Sinn und Inhalt der Worte und Sätze achteten, ſondern nur gelegentlich einmal von irgendeiner Wendung auch inhaltlich ſtark gepackt wurden und dann eben die Erregung oder Begeiſterung beſonders ſtark ſpürten. Man kann ſich das auch noch weiter daran klar machen, daß es einem von manchen dieſer Lieder ſchwer wurde, auf Verlangen den Inhalt und den Gedankengang zu wiederholen. Selbſt bei ſolchen iſt das nicht immer ohne weiteres möglich, die man durch öfteres Singen auswendig oder faſt auswendig gelernt hat. Man muß ſie ſich zum Zweck dieſer begrifflichen Bearbeitung ganz beſonders noch einmal herſagen, Beweis genug dafür, daß man dieſe begriffliche Bearbeitung niemals vollzogen hat. Ich wurde auf dieſe Tatſache ſchon als junger Student einmal beim Goetheſchen ergo bibamus aufmerkſam, als ein mitanweſender gelehrter Profeſſor uns und beſonders mich, der ich mit großer Begeiſterung mitgeſungen hatte, nach dem „cantus ex est“ fragte, was denn das Lied nun eigentlich bedeute und was das für ein gött-

liches Bildnis wäre, von dem da die Rede sei. Ich erinnere mich genau, daß ich innerlich über die Frage ein wenig entrüstet war: es war eine profane Störung der Begeisterung; und ich war froh, daß ein älterer Student mir die Beantwortung wegnahm. Er sagte allerdings auch nur: Dabei könne jeder sich denken, was er wolle.

Aber hier haben wir doch den typischen Fall, daß Leute, die sich auf ihren Bildungsgrad schon recht viel zugute tun und die den Wert begrifflicher Bearbeitung der Welt sehr wohl zu schätzen wissen, doch gelegentlich sich am musikalischen Gehalt der Sprache genügen lassen. Um so weniger kann man diese Möglichkeit bei ganz kleinen Kindern leugnen, denen am begrifflichen Gehalt nur sehr wenig oder gar nichts liegen kann.

Ich meine nun, hierher gehören alle die Fälle, in denen man wahrgenommen hat, daß das Sprachverständnis der Kinder viel weiter geht als ihre Fähigkeit der sprachlichen Gestaltung. Derartige Sachen werden wir später auch durch psychologische Experimente untersuchen können. Wer die Kindermundart und speziell die Mundart der Kinder, um die es sich dabei handelt, ganz sicher beherrschte, könnte in der Dichtung, um die es sich bei dem Versuch handelte, ganz genau das herauserkennen, was diesen Kindern noch unverständlich ist. Und er könnte dann diese Wörter oder halben oder ganzen Sätze durch andere, den Kindern ebenfalls ihrer Bedeutung nach noch unbekannte Wörter, aber von ganz ähnlichem Klang, ersetzen und zwar so, daß für einen, der der Dichtung mit vollkommenem Wortverständnis

folgt, richtiger unverfälschter Blödsinn herauskäme, das heißt immer, wenn in der auf diese Weise verunstalteten Dichtung das dem Kinde durchweg Verständliche unverändert geblieben wäre. Wenn man nun diesem Kinde das auf diese Weise verunstaltete Kunstwerk in demselben Tonfall und mit derselben Gefühlserregung vorläse, mit der man es vorher zum wirklichen Verständnis des richtigen Dichtwerkes geführt zu haben glaubt, dann wird man noch genau dieselben Wirkungen beim Kinde spüren. Es wird auch dieses gänzlich verunstaltete Gedicht mit genau derselben Begeisterung hinnehmen.

Daß nun ein solches Verständnis unserer klassischen Dichtwerke etwas wäre, das man pädagogisch erstreben müßte, das scheint mir doch nicht so unbedingt ausgemacht. Aber nur dann, wenn man auch dieses als richtiges Verständnis gelten läßt, nur dann kann man behaupten, daß das Kind viel mehr versteht, als es sprachlich zu gestalten vermag. Sonst ist, wie gesagt, der einzige Gradmesser für das Verständnis des Kindes, für das Verständnis des Menschen überhaupt seine Fähigkeit, das Vernommene irgendwie gestaltend wiederzugeben. Nur nebenbei möchte ich bemerken, daß auch das Wort „gestalten" hier streng zu nehmen und nicht etwa auf die Sprache zu beschränken ist. Wer etwa die Schilderung eines Gegenstandes, einer Maschine, eines Geräts zwar mit Worten nicht verständlich wiedergeben, wohl aber durch eine Zeichnung oder durch eine Modellierarbeit in Ton oder Plastilin zur Anschauung bringen kann, der hat sie natürlich auch verstanden.

Ich habe dieſen Einwurf mit ſolcher Ausführlichkeit behandeln müſſen, weil man auch damit die ganze Kindesmundartliteratur hat totſchlagen wollen. Man glaubte das Kind zu *berauben*, wenn man ihm dieſe Dinge, die es ſelbſt noch nicht wiedergeben kann, vorenthielte. Ich habe nun nie etwas dagegen gehabt, daß das Kind gelegentlich auch ſolche Sachen lieſt, die es nur zum Teil verſteht. Ich habe auch niemals etwas dagegen gehabt, wenn die Kinder zur Schundlektüre griffen. Wir alle ſind ſehr oft genötigt, das eine oder das andere zu tun. Es gibt keine Zeitungsnummer, in der nicht auch für den Gelehrteſten unter uns das eine oder das andere unverſtändlich wäre, zum mindeſten beim erſten Leſen unverſtändlich und erſt durch längere Bemühungen entzifferbar. Und erſt recht müßten wir auf jede Lektüre verzichten, wenn wir uns ſtreng vornähmen, niemals Schund zu leſen. Aber ich meine, es kann nicht Aufgabe des Pädagogen ſein, ſolche Schundlektüre für die Kinder beſonders herzuſtellen. Und ebenſowenig kann es Aufgabe des Pädagogen ſein, Lektüre, die dem Kinde zum großen Teil unverſtändlich iſt, herzuſtellen oder, wenn ſie ſchon vorhanden iſt, dem Kinde *aufzunötigen*. Wohlgemerkt, nur gegen das Aufnötigen ſträube ich mich. Daß das Kind gezwungen werden ſoll, auf irgendein klaſſiſches Meiſterwerk aufzumerken, wohl gar es auswendig zu lernen, weil nach der Meinung des Lehrers jedes Kind dieſes Alters grade dieſes Werk ſchon verſtehen muß, dagegen erhebe ich entſchieden Einſpruch. Denn ich habe immer gefunden, daß der Gedankengang des Lehrers dann

die Neigung hat, ſo weiter zu gehen: Wenn jedes Kind dieſes Alters dieſes Kunſtwerk verſtehen muß und dieſes oder jenes einzelne Kind es nun nicht verſteht, ſo iſt das ein ſtrafwürdiges Verhalten dieſes Kindes, das zuerſt mit milderen und dann bei andauernder Hartnäckigkeit mit ſtrengeren Mitteln der Schulzucht bekämpft werden muß. Und ich meine, damit iſt ausgeſprochen, wie es möglich geworden iſt, daß einem großen Teil unſerer Schuljugend ein großer Teil unſerer klaſſiſchen Dichtung vollſtändig verekelt worden iſt.

Alſo ich halte an der Forderung feſt, daß man niemals von einem Kinde das Verſtändnis für irgend etwas als ſittliche Pflicht, als Gehorſamspflicht verlangen darf, ebenſowenig wie man von einem Kinde geregeltes Wachstum oder geſunde Verdauung als Gehorſamspflicht fordern kann. Und wenn es einzelnen Kindern ſo geht, daß ſie nach dem Genuß einer beſtimmten Speiſe regelmäßig ſtarke Verdauungsſtörungen bekommen, ſo würde ich das nicht als Anlaß nehmen, das Kind wegen dieſes hartnäckigen Ungehorſams zu beſtrafen, ſondern ich würde es nicht mehr nötigen, dieſe Speiſe zu eſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß das von Geſchwiſtern oder Spielkameraden als eine Bevorzugung angeſehen würde. Alſo in all dieſen Dingen nicht aufnötigen, ſondern beobachten. Aber mit Ernſt und Strenge gegen ſich ſelbſt beobachten. Denn leider wird vielfach Strenge gegen das Kind aus dem Grunde gefordert, weil es dem Erzieher zu unbequem iſt, Strenge gegen ſich ſelbſt zu üben. Und ich glaube über-

haupt, daß der ganze Satz, das Wortverständnis der Kinder reiche viel weiter als seine sprachliche Wiedergabe, seinen lebhaften Beifall um deswillen findet, weil er den Pädagogen über viele mangelhafte Leistungen hinwegtäuschen kann. Er braucht sich, wenn er dem Satze huldigt, nur vom Kind bestätigen zu lassen, daß es verstanden habe, dann hat er seiner Erklärungspflicht vollkommen genügt, während wir andern ihr erst dann genügt zu haben glauben, wenn das Kind durch eigene Vorstellungsgestaltung sein wirkliches Verständnis aufzeigt.

Nun ist allerdings zugegeben, daß der Lehrer einen sehr schweren Beruf hat und daß ihm Erleichterungen wohl zu gönnen sind. Nur dürfen diese Erleichterungen nicht auf Kosten der Kindheit gehen. Und das muß doch wohl von dem eben bekämpften Satz gesagt werden.

Aber um gerecht zu sein, müssen wir doch eins hinzufügen. Der Satz hat, so sehr wir ihn auch bekämpfen müssen, doch ursprünglich wohl eine gute Wirkung gehabt, weil er etwas noch Schlimmeres wenn nicht ganz beseitigte so doch einschränkte. Die allerschlimmste Behandlung, die man der Kinderseele zufügen kann, ist die, daß man ihr den Anschein des Verständnisses aufzwingt, wo ein wirkliches Verständnis nicht zu erreichen ist. Das geschieht dadurch, daß man nach dem Verständnis immer in bestimmter Weise fragt und, da das Kind auf die richtige Antwort naturgemäß nicht verfallen kann, ihm diese Antwort fertig formuliert übergibt und sie von dem Kinde „auswendig lernen" läßt. Das heißt dem Kinde die Lüge direkt auf-

nötigen. Denn ſich ſo zu benehmen und ſo zu ſprechen, als ob man die Sache verſtanden habe, und doch die Sache nicht verſtanden haben, das iſt doch unzweifelhaft eine Art — und zwar nicht die gefahrloſeſte Art — der Lüge. Da nun von der Schule verlangt wurde, daß ſie bei den Kindern mancherlei Verſtändnis hervorbrächte, das gänzlich außerhalb des Kindervermögens liegt, ſo war es eine Art von Erlöſung, daß die Lehrer durch den oben angeführten Satz ſich vortäuſchen konnten, ſie hätten dies Verſtändnis erreicht, ohne daß dem Kinde die auswendig zu erlernende Antwort aufgenötigt worden wäre . . .

Wir müſſen aber weiter gehen und verlangen, daß in Zukunft keinerlei ſolche Anforderungen mehr an die Schule geſtellt werden. Auch dazu ſoll das Studium der Kindermundart helfen. Es gibt keinen Menſchen, der ſolche Anforderungen an die Schule und an die Kinder ſtellte, wie wir ſie hier bekämpfen, wenn er wirklich ein klares Bild davon hätte, was er damit für ungeheuren Schaden anrichten kann. Und dieſes klare Bild wird in Zukunft die Kenntnis der Kindermundart auch allen denen geben, die bei der Geſtaltung unſeres Unterrichtsweſens mitzubeſtimmen haben.

Schluß.

Was bisher erreicht iſt und was noch erreicht werden kann.

Die Literatur in Kindermundart iſt alſo jetzt da. Beſeitigen läßt ſie ſich keinesfalls mehr; ignorieren nur noch ſehr ſchwer. Das iſt das Verdienſt, das der „Hauslehrer" für ſich in Anſpruch nehmen kann. Der Leſer wird aus der vorſtehenden Schilderung erſehen haben, daß ich nicht auf das Verdienſt Anſpruch erheben darf, dieſe Literatur geſchaffen zu haben; ſie iſt eigentlich ganz von ſelbſt unter meinen Händen erwachſen; ſtellenweiſe ſogar ein wenig gegen meinen Willen und vor allem gegen mein literariſches Gewiſſen. Ich hatte in ihr nur ein pädagogiſches Hilfsmittel geſehen und hatte es als ſolches nach beſten Kräften verwendet. Aber die Kindermundart war ſtärker als ich. Sie ließ ſich nicht nur als Mittel verwenden, ſie zeigte ihr ſelbſtändiges Leben.

Daß ich das noch etwas früher erkannte, als das bei den vielen Widerſtänden, die ich in mir ſelber fand und die

ich geſchildert habe, wahrſcheinlich war, das verdanke ich wiederum nicht in erſter Linie mir ſelbſt, ſondern dem „Charon", in den ich von Rudolf Pannwitz eingeführt wurde und der mich dann unter Otto zur Lindes Leitung gelehrt hat noch anders, noch entſchiedener über Sprachkunſt zu denken, als ich das lediglich auf Grund eigener Beobachtungen getan hätte. Gewiß, ich war ja ſelbſt auf dem Wege zu dieſer Erkenntnis, denn das Wichtigſte iſt doch ſchließlich, daß man jedem Menſchenleben in all ſeinen Äußerungen ſelbſtändigen Wert zuerkennt, daß man es durchaus verwirft, jedes ſolche menſchliche Weſen nach Normen, die wo anders hergenommen ſind, gewaltſam zu modeln auf die Gefahr hin, es zu verſtümmeln. Aber irgendeinen Vergleich einer Kindermundarterzählung mit einem anerkannten Dichtwerke hätte ich auf eigene Hand doch nie gewagt. Ja ich hätte über dieſes Wertverhältnis überhaupt kaum jemals nachgedacht. Es iſt wohl möglich, daß ich ohne den „Charon" niemals gewagt haben würde, öffentlich von der Schönheit der Kindermundart zu reden, wie ich denn ja auch meine Meinung, daß jedes neugeborene Kind ſchön iſt und daß man nur lernen muß, das zu ſehen, bisher ſorgſam für mich behalten habe, da es kaum einen Zweck hat, Anſichten auszuſprechen, von denen man vorher weiß, daß ſie faſt von niemandem geteilt werden. Alſo daß den Altersmundarterzählungen vom „Charon" künſtleriſcher Wert beigemeſſen wurde, das war für mich doch eine ſehr dankenswerte Ermutigung. Äußerlich freilich konnten „Hauslehrer" und „Charon" einander gegenſeitig ſehr wenig

helfen, ganz abgesehen davon, daß sie auf ganz verschiedenen Gebieten tätig sind. Denn der Widerstand der Kritik und des Publikums war gegen den „Charon" fast noch stärker als gegen den Hauslehrer und gegen die Kindermundart. Aber innerlich und sachlich muß es der Kindermundart zugute kommen, wenn die Weltauffassung, ich möchte lieber sagen das Weltgefühl des „Charon" in das literarische Publikum eindringt; daß niemand für seine Dichtung sich Normen von außen aufzwingen lassen darf, sondern daß die Normen seiner eigenen Dichtung im Innern eines jeden selbst liegen und daß seine Dichtungen nur dann echt sind, wenn sie die Harmonien seines eigenen Gefühlslebens sind. Das sind Wahrheiten, die doch wohl noch nie so unerbittlich gelehrt worden sind wie im Charon. Wer ihnen aber anhängt, der kann unmöglich auf die Dauer Gegner der Kindermundart sein.

Inzwischen war schon, eh ich mit dem Charon bekannt wurde, etwas in dem Hauslehrer erwachsen, das fast schon mehr den Charonprinzipien als den Hauslehrergrundsätzen entsprach. Ich erzählte, wie meine Tochter Helene Otto mich abgelöst hatte in der Darstellung der Sagenstoffe. Ich habe auch geschildert, wie die ganze äußere Darstellungsart, die Sprache, ganz und gar Kindermundart wurde und wie ich das nach langem Gewissenskampfe aus strenger Überzeugung heraus geschehen lassen mußte. Ich habe aber noch nicht gesagt, daß damit auch der pädagogische Zweck der Erzählungen, den ich ursprünglich im Auge gehabt hatte, beiseite gestellt wurde. Helene Ottos Sagen

und Märchen im Hauslehrer haben nicht mehr den ausgesprochenen Zweck auf die Lektüre einer bestimmten klassischen Dichtung vorzubereiten. Sie befassen sich nur noch mit der Sage selbst und mit den Kindern, denen sie erzählt wird. Ich hatte ursprünglich die Absicht gehabt, alle den Kindern noch unverständliche Ausdrücke, die in einer solchen Dichtung vorkamen, in der kindesmundartlichen Darstellung nach dem Prinzip der Isolierung der Schwierigkeiten genau so, wie ich es in den politischen Artikeln und in Fürst Bismarcks Lebenswerk gemacht hatte, aufzulösen. Meine Tochter war davon unterrichtet und hat es im Anfang auch versucht. Einzelne Spuren davon finden sich noch in den Sagen und Märchen. Aber bald empfand sie das als einen Zwang, der dem Stoff oder den Hörern angetan wurde, und fragte, ob sie nicht ohne Rücksicht auf diese unverständlichen Ausdrücke schreiben dürfe. Ich mußte das zugestehen. Und dadurch erst entstand nun eine wirklich vollkommen freie Literatur in verschiedenen Altersmundarten der Kinder. Denn es ist manches im Hauslehrer etwa in der Sprache der Achtjährigen, manches in der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Ursprünglich war es auch durch Überschriften für Achtjährige und für Zehnjährige besonders kenntlich gemacht. Das haben wir aufgegeben, weil es das Verständnis und das Hineinarbeiten den Eltern erschwerte. Es wird im Hauslehrer zunächst einmal angestrebt, daß die Eltern sich wirklich vom Vorhandensein der Kindermundart überzeugen und davon überzeugen, daß in Kindermundart auch eine lesbare Literatur hergestellt werden kann. Und das ist ja

in recht weitem Umfange gelungen. Auch die Befürchtung, die gelegentlich gestreift wurde, daß nämlich die Kindermundart in der literarischen Fixierung erstarren könnte, hat sich als gänzlich unbegründet erwiesen. Wir bekommen aus verschiedenen Teilen Deutschlands öfter einmal Zuschriften, in denen über diese oder jene Ausdrucksweise Klage geführt wird; so spreche man doch nicht und so sprächen ganz besonders die Kinder nicht. Da ist denn eben in diesen Orten die Altersmundart der Kinder durch die Ortsmundart der Erwachsenen etwas anderweitig beeinflußt. Und sobald sich uns nur die Gelegenheit bietet, bringen wir dann auch Kindermundart aus diesen Gegenden. Ganz besonders ist das geschehen mit der Münchener Mundart, von der Münchener Lehrer uns köstliche Proben geliefert haben. Allerdings ist die Zahl derer, die reine Altersmundart schreiben können, noch sehr gering. Auch Kinder können es leider nur in Ausnahmefällen, da sie durchweg nach unseren vom schlimmsten Schriftdeutsch durchseuchten Fibeln lesen gelernt haben, und da ihnen die Erinnerung daran doch immer wieder gelegentlich in den Sinn kommt, wenn sie selber schreiben. Doch haben wir auch von Kindern ganz prächtige Niederschriften schon erzielt. Und ganz unabhängig von uns haben es zum Beispiel die Bremer Lehrer auch getan, so daß auch da die allerwillkommensten Ansätze zum Weiterstudium der Kindermundart gegeben sind.

Das Haupthemmnis der Verbreitung ist schon eben wieder angedeutet worden durch einen Ausdruck, an dem viele Leser sicherlich Anstoß genommen haben. Ich meine

das Wort „von der Schriftſprache durchſeucht". Es iſt nämlich wirklich der krankhafte Teil der Schriftſprache, der zum Widerſtand gegen die Anerkennung der Sprechſprache und der Kindermundart führt und deſſen Beſeitigung daher nicht nur der Sprechſprache und der Kindermundart, ſondern der Schriftſprache ſelbſt zugute kommen würde. Dabei ſind übrigens gänzlich unabhängig von unſeren Beſtrebungen und zum Teil auch lange, ehe wir zuerſt an die Öffentlichkeit traten, andere tüchtige Werkmeiſter der Reinigung an der Arbeit. Ich meine beſonders Wuſtmann, der die ungeheure Leiſtung vollbracht hat, wirklich einen großen Teil unſerer Literatur von einzelnen Krankheitsſymptomen zu befreien. Ich nenne da die Fürwörter „derſelbe" und „welcher" und das edle Zahlwort „der letztere". Dieſes dritte Wort iſt eine Mißbildung ſchlechthin, die beiden anderen werden es, wenn man ſie am unrichtigen Ort braucht, wie es die Schriftſprache vor zwanzig Jahren durchweg zu tun pflegte.

Wuſtmann iſt es auch, der zuerſt auf eine Tatſache von ganz entſcheidender Wichtigkeit hingewieſen hat, die eigentlich ſo bekannt ſein ſollte, daß ihre Erwähnung als größte Trivialität erſcheint, und deren Wirkung trotzdem überaus paradox iſt, nämlich auf die Tatſache, daß vollkommen gleich gedruckte Wörter ganz ungeheuerlich verſchiedenen Klangwert haben können. Ich will Wuſtmanns eigenes Beiſpiel dafür anführen. Ich ſelbſt würde als Gymnaſiaſt noch ganz unbedenklich einen Satz ſo angefangen haben: „Diejenigen, welche die Kindermundart ſtu-

dieren wollen" usw. Wustmann erklärt mit Recht das „diejenige welche" als scheußlich und schreibt unbedenklich: Die, die die Kindermundart studieren wollen usw. Und den Leuten, die das für eine unerträgliche Häufung desselben Wortes erklären, setzt Wustmann auseinander, daß es sich um drei ganz verschiedene Klänge handelt, die nur wegen der Unvollkommenheit unserer Schrift auf dem Papier vollkommen gleich aussehen.

Nun genug, dasselbe gilt für das vielgescholtene „und" und „und da" der Kindermundart. Es hat ganz außerordentlich viele Klangverschiedenheiten. Und ganz besonders wird es nicht etwa als aus zwei Worten bestehend empfunden, wie es Leute, die die Kindermundart durch Vorlesen lächerlich zu machen suchen, gern karikiert hervorbringen, sondern es ist ein ganz tonloses Bindewort, das man eigentlich unta schreiben sollte. Wer Gymnasialbildung hat, sollte sich über die Häufigkeit des „und da" überhaupt schon um deswillen nicht aufregen, weil im Griechischen das klangähnliche δε mindestens ebensooft vorkommt, sogar bei den größten griechischen Schriftsprachkünstlern, ohne daß jemals ein klassischer Philologe das als unerträgliche Wiederholungshäufung verurteilt hätte. Und ich sage nun nur: was der griechischen Sprache recht ist, das ist der deutschen Kindermundart billig. Laßt ihr die eine gewähren, ohne euch über die häufige Wiederholung aufzuregen, weshalb wollt ihr der andern dasselbe Recht streitig machen?

Freilich, wer Wustmann kennt, wird sofort bei der Erwähnung seines Namens sich gesagt haben, daß vielerlei in

dieſem Buch — und nun gar erſt im Hauslehrer — von Wuſtmann ebenſo ſchroff verurteilt werden würde, wie „derjenige, welcher“ und „letztere“. Gleich der Gebrauch des Fürwortes „ſich“ im vorigen Satze, dann etwa der Gebrauch des Eigenſchaftswortes „Goetheſchen“ ſtatt des von Wuſtmann allein als richtig erklärten „Goethiſchen“. Ich ſehe auch da meine Richtſchnur in der wirklich geſprochenen Sprache. Es kommt einem wirklich vor, daß man erſt gegen Ende des Satzes merkt, daß man ein Wort mit „ſich“ gebrauchen muß, da kann man's dann eben erſt ſagen. Und wie ich einmal geſprochen habe — denn ich ſchreibe ja lange nicht mehr, ſondern *ſprechе* nur noch, was gedruckt wird — das kann ich doch hinterher nicht abändern, ohne zu fälſchen. Und das meine ich, oder vielmehr *behaupte* ich nach meinen Beobachtungen, daß die Sprechſprache die Abteilungsſilbe „iſch“ überhaupt nicht mehr kennt, ſondern dafür nur den Laut ſch. In geſprochener Sprache habe ich nur die Wahl zwiſchen „Goethſcher“ und „Goetheſcher“ Sprache, und da muß ich das zweite wählen, da das erſte von niemandem verſtanden würde. Gewiß iſt das ein bißchen Pedanterie; aber eine ſolche, die wirklich in unſere geſprochene Sprache eingedrungen iſt. Wir ſind allmählich gewöhnt worden, es mit den *Namen* ſehr genau zu nehmen.

Die Vernachläſſigung der Klangverſchiedenheiten, auf die Wuſtmann ſo energiſch hingewieſen hat, iſt überhaupt einer der ſchlimmſten Fehler unſerer Schriftſprache. Wenn es gelänge, muſikaliſche Schriftzeichen etwa in der Weiſe der hebräiſchen Pſalmenakzente in unſere Schriftſprache ein-

zuführen, ſo daß man die Modulation, die der Sprechende gewollt hat, aus der Druckſchrift erkennen könnte, dann wäre ſehr viel geholfen. In der genauen Aufzeichnung der Artikulation, die unſere gewöhnliche Schriftſprache ja eigentlich noch vollſtändig vermiſſen läßt, iſt auf wiſſenſchaftlichem Wege neuerdings ſchon ſehr viel geſchehen. Man hat mit großer Sorgfalt alle Laute wiſſenſchaftlich aufnehmen und durch beſondere Zeichen wiedergeben laſſen. Aber auf die Klangverſchiedenheiten eines auf ganz dieſelbe Weiſe artikulierten Lautes iſt, ſoviel ich weiß, bisher noch nirgends gebührend Rückſicht genommen.

Das hat nun den Nachteil, daß für die Schrift vieles um deswillen als unmöglich erſcheint, weil es ſehr leicht durch falſche Betonung falſch geleſen werden kann. Aber noch anderes kommt hinzu. Man mag manches nicht gedruckt ſehen, woran man beim Hören gar keinen Anſtoß nimmt. Dazu rechne ich ganz beſonders die Wortwiederholungen, deren Vermeidung zu den allerſchlimmſten Sünden der Schriftſprache geführt hat. Die Sprechſprache und beſonders die Kindermundart nennt, wie geſagt, jedes Ding beim rechten Namen, und wenn ſechsmal hintereinander ein Eſel vorkommt, ſo nennt ſie ihn ſechsmal hintereinander einen Eſel. Die Schriftſprache müßte mindeſtens den zweiten Eſel durch ein Grautier, den dritten durch ein Langohr uſw. erſetzen, ſelbſt wenn die graue Farbe oder die langen Ohren mit der ganzen Erzählung oder doch mit dem Satz, in dem grade dieſes Wort vorkommt, ganz und gar nichts zu tun hätten, lediglich aus dem Bedürfnis des Variierens heraus:

„Wortwiederholungen müſſen unter allen Umſtänden vermieden werden.“ Und — in der Gewandtheit, mit der man die Wortwiederholung vermeidet, zeigt man ja auch ſeine Beleſenheit, ſeine Bildung. Ich weiß heute noch, wie ſtolz ich als Sekundaner und Primaner darauf war, daß ich weder beim Schreiben noch beim Sprechen jemals um eine variierende Wendung in Verlegenheit kam. Daß dabei im beſten Falle geiſtreichelnde Ziererei, im ſchlimmeren Blödſinn heraus kommt, das kümmerte mich damals ebenſo wenig, wie es jetzt die Mehrzahl derer kümmert, die ſich des Schriftdeutſchen bedienen. Ja, ich muß offen ſagen, mir ſteckt die Gewohnheit des Variierens noch jetzt ſo im Blut, daß ich mich öfter zwingen muß, denſelben Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, während ich ſchon im Begriff geweſen war, zu variieren, das heißt in ſolchen Fällen ein Wort zu gebrauchen, das etwas ganz Ähnliches, aber doch nicht ganz dasſelbe bezeichnet, was ich meinte. Aus dem Bedürfnis des Variierens in Verbindung mit der Beleſenheit und der Viel- und Schnelleſerei iſt auch das ungeheuere Bilderelend unſerer Sprache entſtanden, die ja „unentwegt“ „abweichende Standpunkte“ „vertritt“ und „aufrecht erhält“ und „gewichtige Geſichtspunkte nachdrücklich hervorhebt“. Ich rate jedem, der ſich über die Unterſchiede der Kindermundart und der Schriftſprache unterrichten will, ſich ein kleines Muſeum der Bilder anzulegen, die er in ſchriftſprachlichen Darſtellungen findet. Er bekommt dann raſch einen Blick dafür, und nach nicht allzu langer Zeit ergibt das eine Sammlung, mit der man jede Geſellſchaft eine gute Weile im Lachen erhalten kann.

Im übrigen: die Schriftsprache ist der Versuch, unserer natürlichen Sprache ein Festgewand anzulegen. Und sie ist daher, wenn man sie von den schlimmsten Krankheitserscheinungen befreit, bei festlichen Gelegenheiten, etwa bei feierlichen Reden, bei Urkunden, die von der staunenden Nachwelt gelesen werden sollen oder ähnlichen Anlässen durchaus nicht zu unterschätzen. Sie ist auch nicht zu unterschätzen als Sprache der Wissenschaft, da sie sich zur Verarbeitung willkürlich geschaffener Termini ganz vortrefflich eignet, jedenfalls viel mehr als die Sprechsprache. Und so lange man noch so selten etwas schreiben und drucken ließ, wie vor hundert und etlichen Jahren, da war es vielleicht noch angemessen, sich dabei immer der Sprache im Festtagsgewand zu bedienen. Aber wenn wir jetzt schon unseren kleinen zehnjährigen Jungen diese festliche Sprache aufzwingen wollen, dann können wir sie ebenso gut nötigen, immer im Frack, Zylinder, weißer Halsbinde und weißen Glaceehandschuhen herumzulaufen. Dann entspräche das Aussehen des Körpers dem Aussehen des Geistes, das wir von dem Kinde verlangen.

Ich denke, wir sind über die Zeiten hinaus, in denen man nur die Lebensäußerungen im Festgewand als wertvoll gelten ließ. Wir kennen jetzt den Wert des täglichen Lebens, der schlichten täglichen Arbeit; wir schämen uns des Arbeitskleides nicht mehr; so sollten wir also auch aufhören, uns unserer Sprache zu schämen, die doch einen der wichtigsten Teile unseres ganzen Seelenlebens darstellt. Wir haben es wirklich auch in dieser Hinsicht *nicht nötig, anders*

ſcheinen zu wollen als wir ſind. Und vor allen Dingen ſollten wir nicht die Kinder zwingen ein Weſen zu heucheln, das ſelbſt wir Erwachſenen nur mit Mühe zu heucheln imſtande ſind. Laſſen wir das Kind ſprechen, wie es ſpricht; betrachten wir es je nach der Art, wie wir uns zu der Welt im ganzen ſtellen, als Geſchöpf Gottes oder als Naturerſcheinung und bemühen wir uns, erſt einmal es kennen zu lernen, ehe wir daran herumpfuſchen; und bilden wir uns nicht immer ein, daß wir alles beſſer machen könnten, was die Natur oder was der liebe Gott unſerer Meinung nach verpfuſcht hätte.

Das iſt es alſo, was das Studium der Kindermundart uns geben wird: Die Achtung vor der Kindheit, und damit vor der Menſchheit. Denn auch das bleibt unbedingt wahr: von allem, was die Menſchheit erſtrebt, ermüht und erarbeitet, iſt von weſentlichem Wert doch nur das, was in die Kindheit hinüberſtrahlt und was von der Kindheit neu erſchaffen und dargeſtellt wird. Das iſt auch eine Deutung des gewaltigen Wortes: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

Bibliothek der praktischen Lebenskunde.

Band I

William Thompson:

Von den geheimen Kräften in uns.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.—.

Aus dem Inhalt:

I. Der Begriff vom neuen Menschen. — II. Auf Irrwegen. — III. Bis in die tiefe Finsternis. — IV. Die Suggestion. — V. Der Hypnotismus. — VI. Das Unterbewußtsein. — VII. Die Stärkung unseres Gedächtnisses.

Band II.

William Thompson:

Empor zu Erwerb und Vermögen.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.30.

Aus dem Inhalt:

Höhen und Tiefen. — Was ist Glück? — Vom Wollen und Denken. — Die Individualität. — Von Strebern und Strebsamen. — Bedenkliche Instinkte. — Ein zinsreiches Kapital. — Das Ideal. — Gefährliche Lasten. — Grundlagen zur Selbständigkeit. — Der verfehlte Beruf. — Die Macht des Willens. — Unser Egoismus. — Der Menschenkenner. — Arten der Reklame. — Die vorteilhafte Heirat.

Band III.

William Thompson:

Wir und die Menschen um uns.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.30.

Aus dem Inhalt:

Der Egoismus des Wollens. — Die Motive der Gegnerschaften. — Das richtige Verstehen. — Der Phlegmatiker. — Der Schüchterne. — Der Aufschneider. — Der neue Mensch. — Die persönlichen Interessen. — Ein Teil der Lebensklugheit. — Die Selbstbeherrschung. — Der Wille des Blickes. — Im Verkehr mit Frauen.

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

Über den Erfolg.

Von Henry Edward Jost.

3 Teile in 2 Bänden. Preis M. 30.—.
Luxus-Ausgabe Preis M. 45.—.

Aus dem reichen Inhalt sei hier angeführt:

Über den persönlichen Erfolg im Verkehr. — Über den Erfolg im Beruf. — Inwiefern persönliche Erfolge durch Erregung des Widerspruchsgeistes herbeigeführt werden. — Der Erfolg des Willens. — Praktische Menschenkenntnis. — Persönliche Verteidigung. — Psychologische Grundlagen beim Menschen des wissenschaftlichen Erfolges. — Zum weltmännischen Erfolge. — Vom schauspielerischen Talente mancher Vertreter des Erfolges. — Das Wesen des Avancements. — Die Prinzipien des kaufmännischen und staatsmännischen Organisationstalentes. — Der Erfolg des Rücksichtslosen. — Der Erfolg des Tadelnden. — Der Erfolg des Unabhängigen. — Ist das Talent angeboren oder kann es erworben werden? — Worauf beruht das Talent des Erfolges? — Neuere psychologische Entdeckungen. — Das praktische Talent. — Das persönliche Talent. — Erfolg und Lebensstellung.

Eine ausführliche Broschüre „Über den Erfolg" nebst Probebrief wird durch den Verlag sowie durch jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.— abgegeben.

Die „Organisation", Berlin: Es gibt Menschen, die in jeder Lebenslage und Berufsart Erfolge zu verzeichnen haben, über welche die Welt in Erstaunen gerät: praktische Genies, die, was sie auch immer beginnen, mit einer Sicherheit sondergleichen durchzuführen vermögen. Worauf beruhen die Fähigkeiten dieser Leute? — Gar manches, was zu dem Siegeslauf der Großen in Gegenwart und Vergangenheit beigetragen hat, beruht auf im Kern einfachen Prinzipien. Jost, dessen interessante Ausführungen „Über die beste Art geistig zu arbeiten" und „Über Gedächtnisbildung" ihm früher bereits zahlreiche Anhänger schufen, hat es unternommen, die oft rätselhaften Arbeitsgeheimnisse der Erfolgreichen unter die Lupe zu bringen, um das Resultat seiner Forschungen in verständlicher Form, in ausgereiften Anregungen, in praktischen Winken niederzulegen.

Volksausgabe ▫ **Über den Erfolg.**
Gebunden M. 10.—.

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

Kollektion Henry Edward Jost:

Über die beste Art geistig zu arbeiten:

Band I.
Über die beste Art geistig zu arbeiten.

Band II.
Über die beste Art Musik anzuhören.

Band III.
Über die beste Art Kunstwerke zu betrachten.

Band IV.
Über Gedächtnisbildung.

Band V.
Der Magnetismus in Wissenschaft und Kirche.

Band I—IV geh. je M. 1.50, gebunden M. 2.50.
„ V „ „ 2.—, „ „ 3.—.

Prof. Dr. E. Menge, Jena, schreibt in der literarischen Beilage zur L.-Z. f. Thür. u. Mitteldeutschland 1904: „Zu den von Schubert aufgezählten sehr empfehlenswerten Büchern möchte ich die Kollegen ganz besonders auf die Schriften von Henry Edward Jost „Über die beste Art geistig zu arbeiten" aufmerksam machen. Eine eingehende Besprechung dieser hochinteressanten und lehrreichen Abhandlungen behalte ich mir für später vor."

Geistig arbeiten und Erfolg.

Bibliothek Goetz-Jahn Bd. I—IV.

Herausgegeben von **Emil Musafia, M. A., Prof. Dr. Fr. Jos. Goetz-Wien Prof. Dr. Wilh. Jahn.**

Band I.
Wie fördern wir unsere mentale u. psychische Arbeitsfähigkeit?
Von Emil Musafia M. A.

Band II.
Wie sollen wir die modernen Weltsprachen erlernen?
Von Prof. Dr. Franz Josef Goetz-Wien.

Band III.
Wie erleichtern wir unsere geistigen Arbeiten?
Von Prof. Dr. Franz Josef Goetz-Wien.

Band IV.
Geistig arbeiten und Erfolg.
Von Prof. Dr. Wilh. Jahn.

Preis dieser 4 Bände zusammen geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

Geistiges Training.

Von **Dr. Raph. Eug. Kirchner.**
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Schlummernde Fähigkeiten und Geheime Seelenkräfte.

Von **Dr. Raph. Eug. Kirchner.**
Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Hamburger Fremdenblatt: Der Verfasser qualifiziert sich als ein außerordentlich scharfer Beobachter. Nichts Menschliches ist ihm fremd, und darum sind seine Ratschläge, die oft von verblüffender Einfachheit sind, für jeden sofort einleuchtend. Fast ausnahmslos empfindet man bei ihnen, daß die richtige Befolgung zum Ziele führen muß. — Das durch seine ausgezeichneten Ratschläge eine durchaus wertvolle Lektüre gewährende Buch „Geistiges Training" kann jedem aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Über die geistige Ermüdung der Schüler.

Von **Hans Leißer.** Preis M. —.75.

Grundzüge der Pädagogik.

Von **Hans Leißer.** — Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Aus der Inhaltsübersicht:

Physische Erziehung: Das organische Leben des Leibes. — Förderung des Anstandes. — Pflege des Ordnungssinnes. — Die Entwicklung zur leiblichen Tüchtigkeit.

Organisation der Intelligenz: Die theoretischen Sinne. — Die praktischen Sinne. — Der Gefühlssinn. — Verhältnis der Intelligenz zum Leibe. — Lehre vom Bewußtsein. — Entstehung der Verstellungen. — Das Gedächtnis. — Die Einbildungskraft.

Die Entwicklung des Verstandes: Erkenntnis. — Das Denken. — Der Verstand. — Das Gefühl. — Die Temperamente. — Ästhetik. — Die Triebe. — Das Begehren. — Die Neigung. — Der Wille. — Der Charakter. — Die Individualität.

Die moralische Erziehung: Die moralische Kraft. — Der Ehrtrieb. — Der Gehorsam. — Die Mittel der Erziehung. — Die Strafen. — Die Verhütung sittlicher Laster — Verkehr der Geschlechter. — Menschenkenntnis.

Der erziehliche Unterricht.

Marg. M. Zepler:

Menschenkultur.

Anregungen zur Stärkung und Veredelung nationaler Kraft durch zielbewußte Mithilfe gebildeter Frauen.

Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.30.

Modern-Paedagogischer und
o Psychologischer Verlag o
Berlin W. 30, Münchenerstr. 8

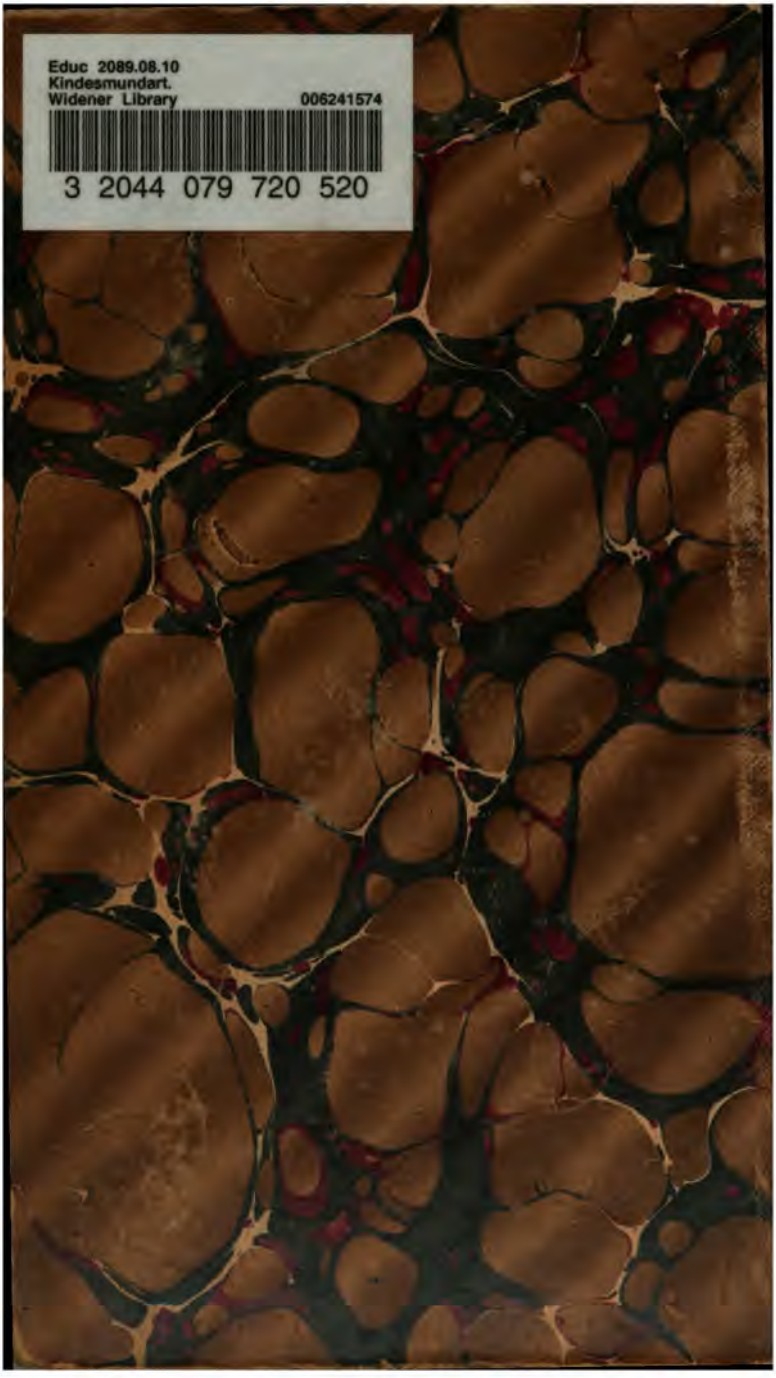
Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAY 1 1953


Educ 2089.08.10
Kindesmundart.
Widener Library
006241574
3 2044 079 720 520